

Über Lesen und Übersetzen

Georges-Arthur Goldschmidt im Gespräch mit Tim Trzaskalik

Paris, Café Zimmer, Place du Châtelet,
3. Januar 2007, gegen Mittag

Tim Trzaskalik: Ich lege das Gerät mal so da auf den Tisch ...

Georges-Arthur Goldschmidt: Sieht man gar nicht mehr, wie sich das dreht?

Nein, da läuft nur noch der Zähler, die Sekunden ... Wie klein das ist, raffiniert ...

Also, dann fange ich mal an mit dem Fragenstellen ... Sie schreiben in Ihrem Buch *La matière de l'écriture (Der Stoff des Schreibens)* folgende Zeilen: »Les précédents, on les crée. On ne peut les créer qu'à partir de ceux qui vous précèdent. L'écriture ainsi, ne peut exister que par la lecture qui la précède et c'est de lecture en lecture qu'on reconnaît peu à peu de quoi elle est faite.«¹ Beim Lesen Ihrer Erzählungen und Essays stößt man beständig auf den »Präzedenzfall« des Lesens. Sie schreiben sehr viel über das Lesen als Ereignis. Ich möchte nun in diesem Gespräch gerne mit Ihnen über Ihr »Leserleben« sprechen, und zwar ausgehend von Ihrem Buch *Le poing dans la bouche*, das vielleicht so etwas wie die »Autobiografie des Lesers« ist ... Schön formuliert ... Daran habe ich auch nicht gedacht.

Aber bevor ich jetzt auf dieses Buch eingehen werde, möchte ich zunächst einmal in der unmittelbaren Gegenwart verweilen. Sie halten gerade Vorlesungen am Collège international de Philosophie über Fichtes *Reden an die Nation*. Im letzten Jahr sind in der Zeitschrift *Lendemains* in mehreren Folgen außerdem Ihre am selben Ort gehaltenen Vorlesungen über Heidegger erschienen. Mein Gedanke war jetzt: Während Sie in der Vergangenheit eher an so etwas wie einer »Vorläuferproduktion« gearbeitet haben, und zwar mit einer Gewalt oder Kraft, die sich stets als solche behauptet, wenden Sie sich nun verstärkt Ihren »Feinden« zu, also Fichte und ... Ich habe keine Feinde.

... und Heidegger. Meine Frage wäre jetzt: Sie bezeichnen sich ja oft als »enfant terrible« ... Habe ich das geschrieben?

Ich glaube schon ... Also, wird das »enfant terrible« jetzt erwachsen, betritt den öffentlichen Platz, um in einem Diskurs der Argumentation Stellung zu beziehen? Und kommt dies aus der Überzeugung heraus, dass es immer notwendiger wird, gerade in Frankreich auf die Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland zurückzukommen? Ja, das sind wunderbare Fragen, alle auf einmal, ich fange mit dem Anfang an: »Les précédents, on les crée«, das ist nicht von mir, das soll von Cocteau sein. Das hat ein Freund von mir, der ein Filmregisseur ist, mir gesagt. Er heißt Philippe Collin, und wir waren im Militärdienst eng befreundet. Ich habe meinen französischen Militärdienst in Karlsruhe abgelegt, in der einzigen französischen Garnison in der amerikanischen Zone, wie es damals hieß. Und da haben wir uns sehr viel unterhalten, und er hat mir gesagt, das wäre von Cocteau. Aber ich meine damit, dass die Präzedenzfälle immer Präzedenzen haben. Es kommt nicht aus dem Himmel herausgeschneit. Die Präzedenz der Lektüre, das Vorgängertum der Lektüren ... da Sie auf das Autobiografische kommen: Wie ich es in meinem Kram immer wieder erzähle, bin ich sehr viel gezüchtigt worden. In dem Internat, in dem ich war, bekam ich den Popo versohlt, noch mit 18. Und das war eine völlig erotische Affäre. In Frankreich heißt das übrigens »fessée«, ein wunderbares Wort, das völlig erotisch besetzt ist. Nicht wie im Deutschen, wo bei »Prügeln« das

¹ »Die Präzedenzfälle, man erschafft sie sich. Man kann sie lediglich von denjenigen ausgehend erschaffen, die einem vorausgehen. Das Schreiben vermag demnach durch nichts anderes als durch die Lektüre zu bestehen, die ihm vorausgeht, und von Lektüre zu Lektüre erkennt man nach und nach, woraus es gemacht ist.« (*Der Stoff des Schreibens*, S. 15 f.)

Totschlagen mitschwingt. Das Prügeln ist Totschlagen, den anderen Eliminieren. In Frankreich ist das ein erotischer Strafspaß, würde ich sagen. Und ich war natürlich ganz verdattert über diese Mischung von Erotik und Strafe. Das war für mich alles äußerst beunruhigend. Und beim Abitur, ich habe das alles schon etliche Male erzählt, waren *Les Confessions*, *Die Bekenntnisse* von Rousseau, auf dem Programm. Und der erzählt genau dasselbe. Da war die Literatur die Bestätigung für das, was man selber empfindet.

Aber wie kommt es dazu, dass Sie sich jetzt, also in den letzten Jahren, verstärkt Fichte und Heidegger zuwenden? Das ist etwas völlig anderes. Das hat politische Gründe. Und hat mit meinem eigenen Schreiben nichts zu tun. Nun, ich habe mich immer köstlich amüsiert und war zugleich entsetzt, als die Heidegger-Mode in Frankreich einsetzte. Warum? Weil sie endlich einen deutschen Philosophen hatten, den sie selber nicht verstanden und den sie zitieren konnten, meistens unrichtig übersetzt, wenn er überhaupt übersetzt wurde. Man tat so, als spräche man Chinesisch unter lauter Analphabeten. Da sitzen sie hoch zu Pferde und sind ganz stolz. Diese Germanomanie der französischen Philosophen hat mich absolut geärgert und ich habe mir also vorgenommen: Denen muss man zeigen, und zwar deutsch und deutlich, womit sie sich eigentlich kompromittieren, weil keiner wahrhaben wollte, dass der betreffende Philosoph so tief hinein in den Nationalsozialismus geriet, mit seiner Sprache, die sich leider nicht einmal der Sache anzupassen brauchte. Es war unerlässlich, den »Heideggeriens de Paris« zu zeigen, bis zu welchem Grade sich Heidegger bis ins Wesen seines Denkens mit der Mordmaschinerie des Nationalsozialismus kompromittiert hat, was man aber durch die Übersetzungen ins Französische eben nicht mitbekommt, und noch weniger, wenn man die damalige deutsche Sprache ignoriert. Dabei trieb ich auch mit Genuss Majestätsbeleidigung. Ich wollte zeigen, dass sie in ihrem Unterbewusstsein vielleicht eine gewisse Sympathie für die Sache, für diese Nazischeiße empfinden, ohne es selber zu wissen. Als es galt, die versteinerte, pseudo-marxistische, auswendig gelernte Leier loszuwerden, statt zu versuchen, anders zu denken, stürzte man sich snobistisch auf eine Importware, die man in der französischen Okkupationszone, und zwar in Freiburg, entdeckt hatte. Auf den Dinern hörte sich das so wunderbar exotisch an. Und da haben sie sich wie durch Zufall den Ernazi Heidegger herausgefischt. Aber das hat mit meinem Schreiben nichts zu tun.

Und warum Fichte? Fichte ist die Urquelle zum deutschen Wahn. Er meint, einzig die Deutschen hätten eine Sprache, die ihnen das Philosophische überhaupt erlaubt, und nur das Deutsche sei philosophisch. Das ist die große Verrücktheit.

Wäre das ein Anzeichen dafür ... Könnte man sagen, dass wir in einer infantilen Zeit leben? In einer ... Das Deutsche ist sowieso schon eine Sprache, wo siebenjährige Kinder schon den ganzen Sprachbereich übersehen können. Sagen Sie mal einem kleinen Franzosen: »Tu vas chez l'ophtalmologiste.« Einem Deutschen sagen Sie: »Du gehst zum Augenarzt.« Da ist schon alles da. Ein junger Franzose kann seine eigene Sprache nicht übersehen, was ein Deutscher mit sieben Jahren aber schon völlig kann. Das, würde ich sagen, ist nicht die Infantilität, aber die Kindhaftigkeit der deutschen Sprache. Und das entzückt natürlich die erwachsenen Franzosen, die dabei nicht wissen, dass sie mit einer Granate spielen. Das hat ein großer Deutscher, der aber Jude war, lang vor mir gesagt, ein gewisser Heinrich Heine, der gehörte zu diesem deutschen jüdischen Bürgertum, das schon lange unbedingt sich zum Deutschtum zugehörig fühlte, aber immer mit Hass und Hämie daraus weggestoßen wurde, als ob die damalige Deutschheit sich nicht selber anders als

durch Ausgrenzung, als über ihre eigene Negativität empfinden konnte. Daher dann die ultime Katastrophe, das hat Heine in den letzten Seiten von *Zur Geschichte der Religion und Philosophie* in Deutschland alles aufs Genaueste 100 Jahre davor beschrieben.

Auf Heine komme ich gleich noch einmal zu sprechen. Zunächst nochmals Fichte: In der Ankündigung Ihrer gemeinsam mit Patrice Loraux gehaltenen Vorlesung über Johann Gottlieb Fichtes *Reden an die Deutsche Nation* am Collège international de Philosophie ist die Rede von einer »confusion entre l'intensité du resenti philosophique et le ›Ich‹ (moi-je) de Fichte«. Was ist damit gemeint? Sie kennen doch das berühmte Wort: Ich = Fichte = Deutschland. Er hat die Intensität, die ganze Intuition seines Ich-Erlebnisses aus der Evidenz des inhaltlosen Vorsich-selber-Seins geschöpft; was Heidegger so wunderbar den Ausstand an Sein-Können nennt – Heidegger ist natürlich eine ganz bedeutende, wichtige, unvermeidbare Erscheinung zugleich. Dieser Ausstand an Sein-Können, dieses Geben, ohne dass es etwas gibt, das war bei Fichte derart intensiv, dass er schließlich in seine eigene Falle hineinfiel und meinte: Deutschland, das bin ich. Er hat dieses Ich-Gefühl mit seinem Inhalt verwechselt, geografisch, das ist eine Art verrückte Selbstbiografie, insbesondere die sechste Rede. Die deutsche Sprache, sagt Fichte – und das ist philologisch natürlich vollkommen falsch – ist die einzige Sprache, die von außen unbeeinflusst geblieben wäre – er hat immer wieder die Durchsichtigkeit des Deutschen mit einer vermeintlichen Urwüchsigkeit, vor lauter sprachlicher Ignoranz und Reflexionslosigkeit gegenüber anderen Sprachen, verwechselt. Das Deutsche sieht so aus, als hätte es durch seine scheinbare Unmittelbarkeit einen besonderen und bevorzugten Zugang zur »Wahrheit«. Verrückteres und Unsinnigeres kann man kaum behaupten, und das war aber dann ein Jahrhundert lang die Marotte des ganzen deutschen Denkens und endete so, wie man leider weiß.

Fichte fragt sich ja immer: Wie kommt die Reflexion voran? Und entscheidend für den Fortschritt in der Reflexion ist für ihn die Kontinuität der Sprache ... Als ob es nur das Deutsche als kontinuierliche Sprache gäbe.

Es ist für ihn immer die Frage, ob Eigenes beibehalten oder Fremdes angenommen wird. Ist damit ein Grundgesetz der Vernunft nach Fichte benannt? Ich will das ja eigentlich nicht philosophisch, sondern philologisch-historisch betrachten. Für Fichte ist die Kontinuität des Selbst vom Ausland, von der Ausländerei, wie er sagt, unbeeinflussbar. Der ganze Trick von Fichte ist: Die Ausländerei in Deutschland, die kann man loswerden, sehr schnell und sehr leicht. Darauf beruht seine ganze Demonstration. Die Deutschen sind die Einzigen, die die Ausländerei loswerden können. Auch wenn Deutschland, wie er es sagt, »untertänig« wird, dann hat es immer noch die Möglichkeit, weil es nur aus sich selbst heraus entstanden sei, das jederzeit abzuschütteln. Er spricht von Ausländerei und nicht vom Fremden. Er ist ja nicht dumm. Das kann man wirklich nicht sagen. Nur dass es ein Hirngespinnst ist. Das Deutsche, wie gesagt, ist genauso vermischt wie das Französische, nur sind die Wortwurzeln immer erkennbar. Andererseits gibt es keinen größeren Mischmasch als Deutschland, jedes Dorf wurde doch während der großen europäischen Kriege, drei Jahrhunderte lang alle vier oder fünf Jahre gründlich durchgefickt, alle türkischen, spanischen, russischen, französischen Söldner, die da durchzogen, haben doch überall ihren Nachlass gespritzt, und ausgerechnet Deutschland hat Europa mit seinem Eigentlichkeits- und Reinheitsfimmel ins Entsetzen geführt. Und Fichte wurde davon der Hohepriester vor dem Großführer Heidegger.

Diese Besessenheit vom Ausland, die Fichte in gewisser Weise an den Tag legt, hat ja auch etwas mit dem zu tun, was er die »schwebende« oder die »verwechselnde« Tätigkeit der Einbildungskraft nennt, die sich zwischen *Fremdem*, *Ausland* und *Mutterland* eigentlich permanent hin und her bewegt? Noch im *Grimm* ist ja nachzulesen, dass beim Wort »Ausland« niemand an die Fremde denkt. Es gibt ja in diesen Reden durchaus einen Impuls *durch* das Ausland ... Natürlich, ja.

Ein Impuls, der nur schwer mit dem Grundgesetz der Vernunft nach Fichte in Einklang zu bringen ist. Also auf der einen Seite immer die Überlegung: Ich muss das Eigene beibehalten und darf nichts vom Fremden annehmen. Andererseits aber immer diese Vermittlung über das Ausland. Je intensiver man sich mit dem Ausland befasst, umso mehr Chancen hat man, man selber zu werden. Es gibt keine geschlossenen Denksysteme und noch weniger geschlossene Sprachen, Sprache ist an sich schon Übersetzung.

Könnte man Fichtes Besorgnis wegen des Auslands als eine Vorform des Unheimlichen bezeichnen? Was meinen Sie mit »unheimlich«?

Im Sinne Freuds. Ist es nicht eher eine Naturalisierung des Unheimlichen? Da wird das Unheimliche heimlich. Oder besser: Fichte möchte gerne, dass es nicht mehr unheimlich ist. Aber gerade durch diese Anheimlichung wird es umso unheimlicher. Es darf nichts geben, was nicht so ist, wie man es im Voraus bestimmt. Das ist die Quelle der Hitlerei. Genau wie Fichte eigentlich meinte Göring: »Wer Deutscher ist, bestimme ich.«

Versucht Fichte nicht, das im Begriff des Volkes zu denken? Das Unheimliche kommt erst im Volk in aller Gewalt zum Tragen. Für Fichte beruht ja das »Volk« oder die »Nation« nicht auf Natur. Wobei, wenn der Geist sich den Körper baut, das Prinzip einer Rassenlehre hier nur vergeistigt ist oder aber zu seiner natürlichen Ausweitung tendiert, die zum Ausweis des Geistigen taugt ... Ja, das Völkische ... Die Eigentlichkeit der Deutschen als Volk beruht darauf, dass einzig die deutsche Sprache diese totale Kohäsion, dieses sprachliche Einverständnis erlaube. Das ist natürlich eine totale Illusion. Für jeden Sprechenden ist das genauso. Jede Sprache ist an sich genauso wie die deutsche Sprache in sich selber zu Hause. So würde ich das sagen. Nur, da er verrückt ist, glaubt er, einzig die Deutschen sind »ursprünglich« – er nimmt nicht das Wort »eigentlich«, sondern er sagt »ursprünglich«, also das, was der Heidegger die Eigentlichkeit nennt und er die »Ursprünglichkeit«. Das ist dasselbe.

Könnte man Ihre Sprachanalyse des Deutschen aus *Als Freud das Meer sah* und aus *Freud wartet auf das Wort* als das Revers der Sprachphilosophie Fichtes bestimmen? Während Fichte das Mehr an Bildlichkeit feiert, stellt das für Sie ein Problem dar; während Fichte eine Sprache ohne interne Übersetzung bevorzugt, sehen Sie im Fehlen der Übersetzung eine Gefahr ... Ja, wobei ich von der Übersetzung im Innern des Französischen nur spreche, weil ich die Franzosen daran erinnern will, dass das Französische aus dem Lateinischen kommt, was man eben nicht mehr hört. Man spricht ja französisch, wie einem der Schnabel gewachsen ist, und so ist das Französische genauso wie das Deutsche, nur dass es anders empfunden wird ... Übrigens ist jede Sprache nichts anderes als Übersetzen aus einem Vorsprachlichen, das es ja eben nicht gibt.

Und dieses andere Empfinden kommt dann daher, dass man im Französischen diese scheinhafte Unmittelbarkeit nicht hat, wie sie im Deutschen an der Oberfläche



spukt ... Genau, es ist nur eine *scheinhafte* Unmittelbarkeit. Und Fichte hält das für eine tatsächliche Unmittelbarkeit, weil er eben kein Französisch konnte. Er soll ja wahrscheinlich überhaupt keine richtigen Sprachkenntnisse gehabt haben. Jedenfalls steckte er zu tief im eigenen Selbst, um anderes *Hören* zu können. Was mich angeht, ich gehöre ja zu den Leuten, die nur durch ein Versehen der Geschichte überhaupt noch da sind und die zwei Muttersprachen haben. Ich war ein kleines Kind. Ich war geistig total unterentwickelt, und ich war ein Fünfjähriger, als ich elf Jahre alt war, und hatte keine Ahnung von nichts. Ich hatte das Glück, ins Französische hineinzufallen, wie in eine neue Muttersprache und bin vollkommen zweisprachig. Französisch ist meine Sprache. Ich bin Franzose, und das ist das Innerste meines Wesens. Und das Innerste meines Wesens ist auch Deutsch. Das ist das Verrückte ... Mein tiefstes Selbst ist deutsch geprägt mit Windmühle, Wald, Max und Moritz, gelbem Onkel, Weihnachtsmann, Sütterlinschrift und dem ganzen deutschen Zubehör ... Also, die Tatsächlichkeit des Deutschen ist eine ganz schlimme Illusion. Es ist genau dasselbe: »Je vais chez l'ophtalmologiste« und »Ich gehe zum Augenarzt« bedeutet genau dasselbe. Diese angebliche Genauigkeit oder Anschaulichkeit, das ist gerade das, was zu der Nazi-Überzeugung geführt hat: »Wir sind die Einzigen, die ...« Der Unterschied liegt da: Die Franzosen sagen: »Tout homme a deux patries. La sienne et puis la France«, wo die Deutschen sagen: »Am deutschen Wesen soll die Welt genesen.« Das ist genau umgekehrt. Und da ist die Verrücktheit. Darauf will ich hinaus. Fichte hält das Sprachliche für das Deutsche. Und das ist ganz merkwürdig, denn bei ihm wird von den anderen nicht gesprochen. Das wird dann bei Heidegger, was er in *Sein und Zeit* »das Gerede« nennt. Der ist noch viel unreflektierter und beruht wieder ganz auf Ressentiment.

Um kurz auf Heine und auf »Heines Fichte« sozusagen zu sprechen zu kommen. Ja, das ist außerordentlich interessant, Heine ist ja wie Goethe oder Nietzsche einer der seltenen deutschen Sprachkünstler und dabei hatte er ein so scharfes Auge, dass er 100 Jahre vorher schon alles hat kommen sehen ...

Also, Heine, der sich in seinen Ausführungen zu Fichte ja an den »Ausländer« wendet ... Ja, genau ... Heine schreibt angeblich für die Franzosen sein *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* als Warnung vor den bald endgültigen Ausbrüchen der deutschen Philosophie und ihrem Umkippen in Mordindustrie; das hat er kommen sehen.

Heine bescheinigt Fichte »Bedeutungslosigkeit«, weil seine Philosophie der Gesellschaft keine Resultate erbracht hat – um dann freilich das »große unerbittliche Ich« in Napoleon und Fichte aufzuteilen. Ein Widerspruch? Ja, er hatte irgendwie auch recht. Nur dass Napoleon, wie soll ich sagen, seine Napoleonaden über Europa verbreitete und Fichte sie für sich behielt, leider. Und daraus wurde dann vor lauter Selbigkeit die nationalsozialistische Selbstzerstörung Deutschlands. Und nicht nur Heine dachte so, lesen Sie mal, was Nietzsche in seinem *Fragment 196* aus dem Herbst 1885 über ihn sagt und was Jean Paul meinte. Und das Resultat war, dass das dann schwelte und schwelte und eiterte und eiterte, bis es dann plötzlich losdonnerte und Europa mit dem Zeter und Mordio des Nationalsozialismus beinahe ausradierte. Die letzten Seiten von Heines Schrift, das ist ja das Drolligste und Prophetischste, was man überhaupt geschrieben hat. Wenn man jedes Wort analysiert, sieht man, wie genial er da die deutschen Philosophen auf den Arm nimmt. Napoleon war ja auch ein genialer Mafioso. Der wollte Geld und Verwaltung. Der hat doch ganz Deutschland ausgepinkt. In jeder Stadt, wo er hinkam, ließ er sich die Kassen übergeben; der Rest interessierte ihn doch gar nicht, das war ihm völlig egal. Da hat er ein bisschen rumorganisiert. Er war ein genialer Planer. Er hat



ja nur wenig Leute getötet, man weiß es nicht genau, nicht mal 2000, glaube ich, also Zivilisten. Da ist der berühmte Verleger Palm und noch zwei oder drei andere. Er hat aber doch den Deutschen endlich die heute noch geltende Rechtsbasis verschaffen, brauchte einige Monate nur zu einer Arbeit, die das Kaiserreich in zwei Jahrhunderten nicht geschafft hatte.

Es ist ja einigermaßen verwunderlich, dass Heine ausgerechnet dem »Terroristen« unter den Philosophen, wie er ihn nennt, den meisten Platz einräumt in seinem Buch. Weil er genau wusste, was daraus wird.

Und niemand wird ausführlicher zitiert als Fichte. Handelt es sich um *esprit*, den späteren Transzendentalphilosophen so ausführlich in den Sorgen und Nöten des Alltags vorzuführen? Die damalige deutsche Philosophie war sogar bei Hegel eine Art onanistisches Gären vor dem Pubertieren, da verbinden sich fast immer geistige Genialität, Virtuosität des Denkens mit phantasmatischer Irrealität. Dazu erlaubt das Deutsche wirklich unheimliche Wortspielereien und Teilchenkombinationen, die man sehr leicht mit »Denken« verwechseln kann. Dies hat Heine so gründlich in *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland* analysiert. Jean Pierre Lefebvre hat das wunderbar neu übersetzt, bei der Imprimerie nationale, der Nationaldruckerei. Die geben das *Journal officiel* heraus, *Les bulletins du Parlement français* usw. Und manchmal eben auch Bücher. Und gerade dieses Heine-Buch. Leider ist Heines Leserschaft hier sehr spärlich, in Deutschland noch spärlicher. Die Franzosen wollen ja eigentlich von Heine nichts wissen. Und warum nicht? Weil Heine schon im Voraus ihr Spielzeug kaputtgemacht hat. Um wieder ein Pauschalurteil zu fällen: Die Franzosen sind zu zivilisiert, um hinter die Tücke des deutschen Objekts wirklich kommen zu können, das ist mit Zivilisiertheit unvereinbar. Und ich bin ein schlechter Franzose, weil ich zu viel von Deutschland weiß. Das ist unvereinbar, total unvereinbar. Entschuldigen Sie, wenn ich grob werde, aber es ist so, die Franzosen, ohne es zu wollen, haben 4000 Jahre Zivilisation hinter sich und die Deutschen 300. Ich rede hier weder von Kultur noch von Bildung, wohlgekannt. Das ist der einzige Unterschied, aber der ist unüberbrückbar, und über den Verlust der Zivilisation werden wir noch bittere Tränen weinen. Hier waren die Griechen. Vor 3000 Jahren waren schon die Griechen in Marseille und Nizza und Lyon. Und vor mehr als 2000 Jahren war Paris, übrigens wie auch Köln und Trier, schon eine römische Großstadt. Weiter nix. Das ist einfach Pech. Das ist das deutsche Pech, sagt Helmuth Plessner. Und Heine als Jude hat das sofort herausgeschnüffelt und hat das so wunderbar geschrieben und geschildert. Wenn Sie Heine mit Fichte vergleichen, dann wird der Fichte so was von grobschlüchtig, und da ist nichts zu machen, das sitzt. Meine französische so hoch zivilisierte Frau sagt mir immer: »Mensch, du bist doch so was von deutsch, das kannst du dir gar nicht vorstellen, immer dasselbe Gedibber, mit so Riesenhörklappen auf beiden Seiten wie ein Esel.« Und dabei bin ich gar nicht mal so deutsch. Aber Fichte ist der Stockdeutsche, immer nur ein einziger deutscher Gedanke.

Wird die Transzendentalphilosophie Fichtes von Heine sozusagen lebensweltlich zermürt? Beschreibt Heine nicht, wie sie christianisiert wird, gegen ihren Willen? Die Reden gehören ja schon zur von Heine sogenannten »zweiten Periode«, wo nur noch von Liebe geseufzt wird? Stichwort *Patrouillotisme*? *Patrouillotisme*. Ja, durchaus. Wobei, vor allem macht sich Heine ja über die Verbindung von Liebe und Denken lustig. Christianisiert wurden die Deutschen, sie wurden aber keine Christen, dazu fehlen noch einige Jahrhunderte, und heute ist es sowieso schon zu spät. Das Transzendente bei Kant ist ja was ganz anderes. Bei Fichte geht es ja um den Gipfel

der Vernunft als Zurückfinden zur Natur nach totaler Sündhaftigkeit, als Wiederaufbau der Naturvernunft. Die Vereinigung von Natur und Vernunft, das Zurückfinden als Wiederaufbau, das ist das Hirngespinnst von Fichte ... Aber was man noch unbedingt zu Fichte sagen muss: Er hatte ja einen Erziehungswahn. Also die Frage des Drills. Ausgehend von seiner Vorstellung, die Jungen aus den Familien zu reißen und sie getrennt von den Mädchen in Erziehungsanstalten zu drillen. Mädchen gibt's ja nicht; und nur Jungen werden erzogen, von Männern betreut. Und da fängt schon die deutsche repressive homosexuelle Unterdrückung an. Diese Erziehungsheime, da sind schon die Napolas vorgedacht, in der neunten und elften Rede. Die Kinder sollen ihren Familien entrissen werden und dürfen nicht mehr in der Schöngesterei leben. Wo Pestalozzi eine Individualität entwickeln wollte, da schwebt Fichte nur Kollektivität vor. Das ist erschreckend. Und die ganze deutsche Pädagogomanie, diese ganze deutsche pädagogische Verrücktheit entsteht aus dieser Zeit heraus. Die waren doch alle total durchgedreht, diese deutsche Pädagogik ist doch das Schlimmste, was man sich denken kann. Und die deutsche Katastrophe hängt damit zusammen. Daraus sind dann ja auch die Wandervögel entstanden, als Gegenbewegung dazu, Blüher und Wienecken und alle diese Leute. Obwohl ja zugleich in Preußen ein liberales, großbürgerliches Erziehungssystem entwickelt wurde, woraus dann ja die humanistischen Gymnasien in Opposition zu den Realschulen hervorgingen. Und gleichzeitig dieses Halb-militärische. Das war ja schon Kaderschmiede, diese Mischung aus Handwerkertum und Kleinbürgerei. Der deutsche Volksschullehrer hat da ja Modellcharakter. Man denke nur, wie Wilhelm Busch das illustriert hat: »Das ist so wie mit Rektor Kaut / Der immer lächelt, wenn er haut.«

Kommen wir zu Heidegger. Sie haben immer gegen den Einfluss Heideggers in Frankreich Stellung bezogen. Dabei fällt auf, dass Sie meist in einem harschen Tonfall. In einem eher belustigten ...

... gegen sein Werk und gegen seine Anhänger polemisieren. Insbesondere ein Artikel von Ihnen in *Le Monde*, erschienen am 6. Januar 2001, »Un scandale intellectuel français«, hat für Aufregung gesorgt ... Das war auch seine Funktion. Ich habe mich da köstlich amüsiert. Hat alles wunderbar geklappt.

Aber auch Ihre Beiträge zur »Heidegger-Kontroverse« in den achtziger Jahren lassen keinen Zweifel daran, dass Heidegger für Sie ein überzeugter Nationalsozialist war. Nicht nur für mich.

Autoren wie Robert Minder oder Guido Schneeberger haben ja lange vor Jean-Pierre Faye, Henri Meschonnic oder zuletzt Emmanuel Faye da einiges ans Licht gebracht. Wobei natürlich Emmanuel Faye's Buch *Heidegger. L'introduction du nazisme dans la philosophie*, erschienen 2005 bei Albin Michel, über viel, viel mehr Material verfügt. Vielleicht könnten Sie zunächst einmal kurz erklären, wie es zur Entscheidung von Gallimard kommen konnte, das von François Fédié zusammen mit Marcel Gauchet geplante Buch über Heidegger, »Heidegger à plus forte raison«, letztlich nicht in den Druck zu geben. Und wie erklären Sie sich, dass heute im Hause Gallimard darüber diskutiert wird, ob »Verjudung« ein antisemitischer Begriff ist? Ich muss da weit ausholen. Ich hatte eine Schwester, die war 21 Jahre älter als ich. Schon damit fängt das an. Und die hat den Philosophen Ludwig Landgrebe geheiratet. Der sollte der Nachfolger von Heidegger in Freiburg werden. Er hat das zum Glück abgelehnt. Er war ein Husserl-Schüler und der letzte Assistent von Husserl. Der hat mir 1950 *Sein und Zeit* geschenkt, in der Ausgabe von 1941, in der die Widmung an Husserl gelöscht worden war. Wobei Heidegger das Husserl-Zitat auf derselben Seite nicht

streichen konnte, weil das damals zu viele satztechnische Probleme gegeben hätte. Und das war in dieser komischen Druckschrift, zwischen der Sütterlin-Schrift und der normalen Schrift, also sehr schöne Buchstaben. Ich habe das gelesen und die ersten 100 Seiten fand ich natürlich ziemlich großartig. Das entsprach genau meinem Existenzgefühl, so wie ich das intuitiv verspürt hatte. Dann kam ich, ich weiß das noch wie heute, zum Paragrafen 27. Und da habe ich schon gesehen, dass Heidegger nur dunkelbraun werden konnte. Das ganze Vokabular, das er verwendet, das Gerede, das Man, damit sind die Juden gemeint. Das sind antisemitische Ausbrüche, die sofort von sämtlichen Hörern verstanden worden sind, ohne dass die Juden jemals genannt werden müssen. Das war ja beinahe verbrecherisch. Er war viel zu schlau, er war ja ein Bauer, um zu sagen, wen er damit meinte, das Man, das Gerede, die Durchschnittlichkeit, und so weiter und so weiter, alles, alles das, was er immer herabsetzt, ohne es je zu analysieren.

Da Sie von Landgrebe sprechen: Wer war das eigentlich für Sie ... Das war mein Schwager ...

Ja, ja, aber ... Er mochte mich nicht, vielleicht zu Recht, ich war ihm zu agitiert.

Aber darüber hinausgehend: Ich denke bei Landgrebe immer an diese Szene vom 8. Mai 1945 aus Ihrer Autobiografie, wo er mit Ihrer Schwester, also mit seiner Frau und den beiden Kindern beim Einzug der Alliierten in Reinbek am Gartenzaun steht und die Kinder dann fragen: »Warum weint Mama?« Ja, allerdings.

Und er dann antwortet: »Maman pleure parce que l'Allemagne a perdu la guerre«.² Und an diese andere Stelle, wo es um die Existenz des Konzentrationslagers Neuengamme geht und er diesen Ausruf tätigt, 1949: »Absolument impossible«.³ Also, wer war dieser Landgrebe, der ja einerseits selbst unter den Nazis in gewisser Weise gelitten hat, von Prag über Leuven permanent auf der Flucht vor den Nazis war und doch andererseits sich derart mit Deutschland identifiziert hat? Wer war das für Sie? Er hat Sie ja dann auch später in Kafka eingeführt, wenn ich das richtig erinnere? Nein, nein, das nicht ...

Oder Ihnen zumindest das Buch gegeben hat, also ich meine *Der Prozeß* ... Ja ja. Aber er hat mir nur gesagt: »Lies das mal.« Wer das war? Er war ein ... Emporkömmling. Er war aber ein unglaublich mutiger Mensch. Er hat trotz des schon triumphierenden Nationalsozialismus meine Schwester geheiratet, auch trotz der Warnungen meines Vaters, der genau wusste, was kam. Und dann, später, hat er sich nicht von meiner Schwester scheiden lassen und sie dadurch vor der Deportation beschützt. Er hätte sich ja leicht scheiden lassen können. Und dann wäre er wahrscheinlich Professor geworden, obgleich das nicht sicher ist. Denn als Husserl-Schüler und Husserl-Assistent ist das nicht unbedingt gesagt. Er war genau wie sein Schwiegervater. Mein Vater war Oberlandesgerichtsrat, ein ganz wichtiger, sehr, sehr angesehener Jurist. 1942 nach dem Tod meiner Mutter wurde er nach Theresienstadt deportiert und dort dann evangelischer Seelsorger. Er schrieb danach für einen evangelischen Verlag eine Geschichte der Evangelischen Gemeinde Theresienstadt. Schon irgendwie zweideutig. Stockdeutsch. »Warum hat man mich dahin gebracht? Ich bin doch Deutscher.« Und so weiter ... Und 1946, er war damals Präsident der Entnazifizierungskommission in Bad Oldesloe, wo er allen Persilscheine ausstellte, hat er auch einen Brief geschrieben an jemanden,

2 »Mutti weint weil Deutschland den Krieg verloren hat.«

3 »Völlig ausgeschlossen.«

einen sehr langen Brief, und später dann darum gebeten, den Brief zurückgeschickt zu bekommen, damit mein Bruder und ich den lesen können. Ich habe diesen Brief dann auch gelesen und abgetippt. Und ich habe ihn einmal einem jungen Freund von mir gezeigt, den ich sehr liebe. Wir sind aus demselben Seelenstoff geschnitten. Dieser junge Schriftsteller heißt Joachim Helfer. Der hat gerade das großartige Buch *Die Verschwulung der Welt* geschrieben. Ich hab ihm das per Computer geschickt und ihm gesagt: »Sag' mir ganz ehrlich: was meinst du dazu?« Und der hat mir gesagt: »Wie kann jemand, der nach Theresienstadt deportiert worden ist, so etwas überhaupt schreiben?« Es ist ein Text, in dem die Shoah – den Begriff gab es noch nicht, aber die Sache jedoch – sozusagen als unverständlicher historischer Betriebsunfall nivelliert wird und von der »Judenfrage«, ein fürchterliches Wort, als juristisch-demografische Tatsache geredet wird ... Aber das muss man verstehen ... Wie sollte er als über 70-Jähriger seine ganze deutsche Existenz als solche aufgeben können und sich zu einer Zugehörigkeit bekennen, in die er sich weder hineindenken wollte noch konnte? Und mein Vater – und sein Schwiegersohn genauso und noch mehr, weil er ja kein Jude war – waren derart national, derart deutsch im fichteschen Sinn, dass er seine Herkunft am liebsten verneint hätte. Und Landgrebe, der war eben ... wäre er nicht der Mann meiner Schwester gewesen ... also der war für den Anschluss von Österreich, und das als Österreicher! Der war Wiener, aus einer alten Wiener Familie. Und der fand den Anschluss herrlich. So verrückt waren die Leute. Der Brief meines Vaters – und ich werde den nicht veröffentlichen – zeugt von dieser bis ins Absurde gehenden Zugehörigkeit. Er meinte: Die Juden wären einfach verschwunden, als solche. Es hätte sie als abgesonderte soziale Schicht nicht mehr gegeben. Er wünschte sie sich als zeichenlos, sozusagen. Er dachte das im Sinne einer schon zu wörtlich genommenen Aufklärung. Also, die hätten sich einfach im Deutschtum aufgelöst, was ja auch unbedingt wünschenswert gewesen wäre ... also ich meine im Sinne von Bürgern unter Bürgern in einem ganz normalen Deutschland ... Also, mein Vater war der Auffassung, dass Hitler sich wie ein Idiot benommen hat, der durch seinen verrückten Genozid Deutschland für immer unheilbar geschadet hat. Für meinen Vater gab es das Judentum nur als Religion, obgleich er ein großer Kenner des griechischen Altertums war und Altgriechisch sehr gut konnte und ein besonders beschlagener Latinist war. Wie viele Juristen war er in dieser Beziehung von einer organischen, fast panischen Ignoranz, wie wir es alle übrigens sind. Sie kennen doch den Satz von Fichte: »Man müsste den Juden die Köpfe abschneiden und neue aufsetzen.« Hier in Frankreich hat sich das Problem gar nicht gestellt, nie. Die Juden, das waren israélites français. Staatsbürger seit der Revolution. Natürlich gibt es auch hier genauso viele Antisemiten. Das ist aber was völlig anderes als in Deutschland. Die meisten Juden hier sind immer wie alle andren Staatsbürger gewesen, Schuster, Klempner, Universitätslehrer oder Beamte oder irgendwas. Sie sind anderer Konfession. Weiter nichts. Wir leben Gott sei Dank in einem Land, wo Religion und Staat völlig voneinander getrennt sind. Deine Religion (solltest du überhaupt noch eine haben) geht dich alleine was an, sonst nichts. Die deutsche Frage ist: »Was ist Volk?« Hier in Frankreich aber geht es um *Nation*. Alles beruhte doch noch bis vor Kurzem in Deutschland auf diesem komischen, heute teilweise aufgegebenen Prinzip des Blutrechts. Hier nicht. Also hier, zumindest früher war es so, dass wer auf französischem Boden geboren wurde, Franzose war, nach dem alten, alten französischen Nationalprinzip: »Qui naît en France est français.« Das ist das Problem: die Abstammung, die in Deutschland die Zugehörigkeit bestimmte. Das Resultat: Deutschland ist eins der seltenen Länder, wo mehr gestorben als geboren wird. Vor noch gar nicht langer Zeit konnte man auf den Mietannoncen lesen »Kinder unerwünscht«, und dann wundert man sich! ... Aber zurück zu Landgrebe ... also, Hitler war für ihn die absolute Katastrophe, aber eben auch nur eine

Katastrophe. Er hat nur ganz langsam, am Ende seines Lebens richtig verstanden ... Ich erzähle da ja die schöne Geschichte mit dem »Hund des Seins« in *Über die Flüsse*. Da war er bei Heidegger ... Da habe ich ihm gesagt: Du gehst da jetzt hin! Ich rede nicht mehr mit dir, wenn du ihm nicht die Frage stellst.

Welche Frage? Na, warum er so ein Dunkelbrauner war. Und Landgrebe hat es getan, hat ihm die Frage gestellt. Heidegger hatte Tränen in den Augen und sagte: »Wissen Sie, Landgrebe, das war die größte Dummheit meines Lebens.« »Tja, wissen Sie, Landgrebe, das war die größte Dummheit meines Lebens.« DUMMHEIT! Also irgendwie im Sinne von »Tut mir leid, ich habe mir selber das Leben vermässelt.« Aber nochmals: Heidegger ist ja trotzdem bestimmt einer der allerwichtigsten Denker des 20. Jahrhunderts. Und damit fängt das Problem überhaupt erst an, denn: Was heißt Denken? Was hat er in seinem eigenen Denken vor lauter Ressentiments verfehlt? Gewisse Texte von Heidegger sind ja das Großartigste, was man über Philosophie überhaupt schreiben kann. Aber das eine schließt leider nie das andere aus. Louis-Ferdinand Céline war eine Sau. Er war aber auch ein genialer Schriftsteller. Ich kann viele andere Beispiele anführen. Picasso war einer der größten Maler aller Zeiten. Aber menschlich ... Er hat niemals jemandem geholfen. Vor allem nicht Max Jacob. Den hätte er retten können. Den hätte er schützen können. Genialität ist keine Garantie für Moralität. Schluss! ...

Kommen wir zu Ihren Heidegger-Vorlesungen, wobei Sie jetzt ja schon einiges vorweggenommen haben ... Haben Sie das Zeug auch gelesen?

Na ja. Hab ich auch gelesen ... Also, während Sie ja Heidegger in der Debatte um sein nationalsozialistisches Engagement en bloc verwerfen, zumindest wenn es um explizite Stellungnahmen auf dem öffentlichen Platz geht, sind Ihre kürzlich erschienenen Vorlesungen über Heidegger und die deutsche Sprache in einem anderen Tonfall geschrieben. Sie sprechen von einer »grandeur« des Schwarzwälder Philosophen. Und Sie unterscheiden zwischen seinem Denken einerseits und seinem nationalsozialistischen Engagement andererseits, um erst in einem zweiten Schritt dann – in aus Ihrer Feder mehr als überraschenden Worten – zu fragen: »D'où vient-il que cette immense pensée, celle de Martin Heidegger, la seule qui nous importe vraiment, soit à ce point au sein de l'irréversible catastrophe, son propre instrument, quel aveuglement fondamental recèle-t-elle?«⁴ Inwiefern ist Heideggers Denken das einzige, das für uns zählt? Und können Sie Elemente einer Antwort auf die von Ihnen gestellte Frage geben, die nicht unmittelbar auf Heideggers Sprache oder seiner »Sprachlosigkeit« beruhen? Ja, ich kann darauf nicht antworten, sonst hätte ich die Frage nicht gestellt.

Aber was meinen Sie, wenn Sie die von Ihnen Heidegger zugesprochene Größe auf seine Sprachlosigkeit beziehen? Genau wie Fichte hat er für sein unglaublich gewaltiges, mächtiges Denken, für diese unvorstellbare Intensität keine Sprache gefunden. Das ist ja das Philosophische überhaupt. Die Philosophie findet nie zu ihren Worten, sonst wäre es ja keine Philosophie. Die Literatur, die schafft das. Aber keine Philosophie. Die ganze Frage, die wir mit Patrice Lorau – er war bis zu seiner Pensionierung Professor an der Sorbonne (Universität Paris I) – immer wieder aufwerfen, läuft darauf hinaus. Die Philosophie ist gerade das, was ihre eigene Sprache nicht findet. Sie verläuft sich *prinzipiell*. Die Tragödie ist, dass sich

⁴ »Woher kommt es denn, dass jenes immense Denken, dasjenige Heideggers, das einzige, das uns irgendwie angeht, derart der unwiederbringlichen Katastrophe verfallen ist, dessen eigentliches Instrument, welche grundlegende Verblendung enthält es denn?« (Übersetzung von G.-A.G.)

Heideggers Denken in der Nazischeiße verlaufen hat. Das ist die Katastrophe. Das meine ich damit. Er weiß selber nicht, was er denkt, er läuft seinem Denken hinterher und kann der Versuchung des Größenwahns nicht widerstehen. Kein Mensch weiß, was er denkt ... Ich habe mal ein kleines Buch geschrieben, eine Auftragsarbeit sozusagen, für einen kleinen katholischen Verlag, Bayard: *En Présence du dieu absent. In Gegenwart des abwesenden Gottes*. Das ist auf Deutsch bei Ammann erschienen. Und darin stelle ich mir die Frage, ob die Abwesenheit, also ob der Gottesbegriff nicht aus der Sprachlosigkeit kommt, ob Sprachlosigkeit nicht der Gottesbegriff überhaupt ist. Und das ist Heidegger. Der konnte nicht denken, ohne vor lauter Voreingenommenheit den Denkschablonen des Ressentiments zu verfallen. Oder doch: Er konnte denken, aber er konnte es nicht sagen. Er hat sich einfach in der Sprachlosigkeit verfangen. Und das ist vielleicht überhaupt das deutsche Problem. Und wissen Sie, wie die Franzosen das Problem gelöst haben? Ich weiß nicht, wer das gewesen ist, La Rochefoucauld, Jacques Esprit oder irgendein anderer der großen Franzosen im 17. Jahrhundert. Der hat einmal einen Brief geschrieben, eine halbe Seite. Und darunter dann: »Cher ami, excusez-moi de n'avoir pas eu le temps de faire plus court.«⁵ Das Schönste, was man je gesagt hat. »Excusez-moi de n'avoir pas eu le temps de faire plus court.« Er hatte nicht die Möglichkeit gefunden und auch nicht die Geduld gehabt zu warten, bis die Konzentration stark genug sei vor lauter Warten und Anstrengung, um genau die einzige entsprechende Formulierung, die immer kurz ist, zu finden. Er wollte sein Zeug durchbringen. Wir sind ja alle so, vor lauter Ungeduld klappt es nie ganz ... Zum Glück. Denn wenn es funktionieren würde, wäre das ja das Ende der Welt. Wenn einmal die Wörter dem Gemeinten völlig entsprächen, gäbe es keine Sprachen mehr. Aber die Sprachen zeigen zugleich, dass man mit ihnen nicht durchkommt, und sie alleine sind es, die es zeigen. Je mehr die Sprache »gepflegt« wird, desto näher kommt sie dem Intendierten.

Würden Sie sagen, dass man zwischen Sprache und Denken trennen kann? Lassen Sie mich das knapp ausführen: In Ihren Vorlesungen zu Heidegger findet sich ja verdichtet Ihre Sprachanalyse aus den Freud-Büchern wieder. Dort sprechen Sie von der Unmöglichkeit, rein zwischen Denken und Sprechen zu scheiden ... Natürlich! Das holt aber zu weit aus, so etwas kann man in einem kurzen Gespräch nicht einmal erörtern.

Manche Passagen Ihrer Heidegger-Vorlesungen lesen sich dann aber so, als ob man diese Trennung doch durchführen könnte, zum Beispiel schreiben Sie an einer Stelle ... Man soll sich ruhig widersprechen. Ich widerspreche mir selber immer. Es geht aber eher hier um den Niederschlag des Denkens in elaborierten, strategisch konzipierten Formulierungen, die bei Heidegger einem richtigen Denkprogramm entsprechen, sobald er wie im zweiten Abschnitt von *Sein und Zeit* dem »Soziologischen« verfällt – ich wähle dieses Wort, also »soziologisch«, hier ganz bewusst, als Provokation, wenn Sie so wollen.

»Il n'est donc pas du tout sûr qu'il soit possible de distinguer toujours ce qui est de l'ordre de la pensée et ce qui est de l'ordre de l'association linguistique.«⁶ Also so, als ob man das dann doch meistens könnte ... Nein, nein. Ich meine damit, dass

⁵ »Lieber Freund, verzeihen Sie bitte, ich hatte aber keine Zeit, mich kürzer zu fassen.« (Übersetzung G.-A.G.)

⁶ »Es ist gar nicht so sicher, dass es immer möglich sein könnte unterscheiden zu können was zum Bereich des Denkens gehört und was zum Bereich der Wortzusammensetzungen.« (Übersetzung G.-A.G.)

man sein eigenes Denken mit seiner Sprache verwechselt. Manchmal passt es dann zusammen. Dann klappt es. Und manchmal klappt es nicht. Aber eigentlich weiß man ja nie, ob es klappt. So meine ich das ... Ach ja, warum Heidegger? Eigentlich fing das ja alles in meiner Oberschule an. Da hatte ich einen Kollegen. Der war Philosophielehrer und der französische Übersetzer von *Sein und Zeit*. Im Lehrersaal sprach er einmal von Heidegger. Er war ein ungemein feiner und gebildeter Geist, aber total verheideggert und schwelgte in einer Art andächtiger Verehrung. Dazu konnte er kein mündliches Deutsch. Es muss für ihn katastrophal gewesen sein, feststellen zu müssen, dass dem tatsächlich so war, dass Heidegger – um sehr zuvorkommend zu sein – sich vor dem absoluten Verbrechen so resolut ausgeschwiegen hat. Ich bin da auch dem Heidegger-Herausgeber begegnet. Der Übersetzer hatte seine Klasse genau gegenüber von meiner. Und einmal wartete ich auf meine Deutsch-Schüler, die in der Stunde davor noch Philosophie gegenüber hatten. Und die kamen nicht. Und da war dann auch dieser französische Herausgeber. Und da ging es dann ab, zu dritt, vor den Schülern. Es wurde eine vehemente Diskussion und das Missverständnis war so ziemlich komplett. Wer Heidegger in dieser Situation noch verteidigen will, kann nicht anders, als mit der »mauvaise foi«, also einer aufrichtigen Unehrlichkeit zu sprechen, um nicht zum Verteidiger dessen Nazi-Engagements zu werden.

Aber wie kommt es, dass ein solcher Revisionist bei Gallimard Heidegger ediert? Ich kenne diese Leute bei Gallimard nicht wirklich. Ich hatte zwar viel mit denen zu tun, weil ich doch lange den Handke übersetzt habe ... Das ist vor allem besonders salonfähig.

Apropos salonfähig ... Eine Frage zu jenen, die Sie Pariser Philosophen nennen, also wenn das denn die Pariser Philosophen sind: Sie zitieren oder verweisen gelegentlich auf Jacques Derrida, zum Beispiel in Ihrem Vorwort zum *Zarathustra* ... Ja, auf *L'écriture et la différence*, ein ganz außerordentliches Buch, ohne Zweifel ...

Wobei trotz Ihres ausgeprägten Interesses für die Philosophie in Ihren Essays die Dekonstruktion eigentlich nie zu Wort kommt. Liegt das ... Ich weiß nicht, was das heißt: »Dekonstruktion«. Ich bin kein Intellektueller. Ich weiß nicht, was das ist. Ich spaße jetzt nicht. Ich weiß wirklich nicht, was das heißt. Ich nehme an, dass es das Auseinanderfallen aller unserer Denksysteme meint. Ist es das? Das heutige Auseinanderfallen aller Denksysteme der Vergangenheit? Ist das damit gemeint?

Na ja, schon, also so als Schlagwort ... Na gut, also wenn es das ist ...

Lassen wir es einfach dabei. Ich habe den Begriff nie richtig kapiert.

Wie erklären Sie sich die Verwandtschaft, die man zwischen Ihrem »Denken des Selbst« und Jean-Luc Nancys Descartes-Lektüre ausmachen kann? Sie zitieren an mehreren Stellen in *Der bestrafte Narziss* und in *Der Stoff des Schreibens* das Buch Nancys über Descartes (*Ego sum*) ... Ein wunderbares Buch, ja ... Ich zitiere es sogar wieder in einem kurzen Buch von 115 Seiten zu Kafka, das ich soeben beendet habe: *Der, den man sucht, wohnt gerade nebenan*.

Und Jean-Luc Nancy hat ja wie kein anderer ausgehend von Heidegger gedacht. Und das würde dann jetzt zu der Frage führen: Wie kommt es, dass dieser national-sozialistische Philosoph Martin Heidegger dann für Leute so wichtig war, die andererseits sehr interessante Sachen geschrieben haben? Hängt dies mit der Übersetzung zusammen, der Heidegger sich im Übrigen stets versagt hat? Also damit, dass diese



Leute, die das Deutsche überhaupt nicht beherrschen und dann den Heidegger nur auf Französisch lesen, nur das lesen können, was bei Heidegger wirklich interessant ist, als ob beim französischen Heidegger nur das durchkommt, was sich zu denken lohnt? Wäre das ein Beispiel für die Tugend der Übersetzung? Darauf sind wir vorhin ja schon eingegangen. Das ist gerade das große Rätsel. Wie kommt das? Ich nehme an, wie gesagt, dass erstens die Franzosen keine Ahnung von der politischen Wirklichkeit in Deutschland haben. Na ja, wieder so ein Pauschalurteil! Und dann eben diese absolute Unvereinbarkeit zwischen der französischen Sprache und der deutschen Sprache: Sie sind im selben Haus der Sprache, wie der Heidegger sagen würde, aber sie gehen darin völlig verschiedene Wege zum selben Ziel. Das Französische ist eine allusive Sprache, immer mit diesem *noli me tangere*, dieses »Halte Abstand«, und das Deutsche ist das genaue Gegenteil. Und das ist unvereinbar, weiter nichts. Französisch klingt das alles wie Poesie. Fichte gebraucht immer dieses wunderbare Wort »Schwärmerei«. Es ist kein Denken, es ist Schwärmerei. Und die Franzosen sind eben Schwärmer. Die haben ein wunderbares Leben, für die ist das Leben schön und die freuen sich an schönen Wörtern, die sie nicht verstehen. So ist das. Weiter nichts. Hier in Frankreich ist alles viel einfacher. Einfach Luxus. Sehen Sie hier die schönen Zipfelchen, Stübchen und Zierereien der Sessel. Das ist es. Das ist doch schön. Weiter nix. Die französischen Philosophen möchten gerne ernst sein, sie können es aber nicht. »Der tierische Ernst«, das kann man nicht mehr übersetzen. »La gravité de l'animal« ... das wird dann witzig ... Die Franzosen, wieder einmal pauschal formuliert, als »Denker« können das Tragische schlecht, dafür ist das französische Leben zu schön. Der große Racine ist dafür ein sprechendes Beispiel. Auch Bossuet. Das Tragische wird da majestätisch und großartig architektonisch wie Versailles. Philosophie kann jeder, Versailles aber nicht. Aber was ich hier alles so sage, von mir gebe, das sind eigentlich nur völlig diskutabile pauschale Ansichten. Es ist alles genauso falsch, wie es auch richtig ist. Aber was das Einverständnis Heideggers mit den großen Nazimoden betrifft, das ist leider strikte Wahrheit. Er war übrigens ein guter Freund von Eugen Fischer, der in Deutschland die Kindereuthanasie organisierte ... Aber die Franzosen haben doch ihr Leben lang immer mit dieser spröden Sprache zu tun, die einem nichts schenkt. Dabei kann man doch keinen französischen Satz schreiben, ohne geradewegs ins Klischee hineinzuschlittern. Es ist alles besetzt. Überhaupt alles besetzt! Seit 2000 Jahren ist alles voll. Sämtliche Wortbereiche besetzt, besetzt, besetzt. Sie müssen doch wirklich ein Napoleon der Sprache sein, um noch was Neues herauszufinden ... Die französische Sprache schenkt einem nichts, man muss sie sich erst mit aller ihr würdigen Mühe erobern, ihr auf die Schliche kommen. Da wird das Schreiben ja eine ganz große Kunst, wie das Malen bei Cézanne. Dazu ist es doch das reichste Land, vielleicht war es jedenfalls das wunderbarste Land Europas, heute so ziemlich versaut, aber immerhin. Da ist irgendwo immer ein Lächeln da. Die Schriftsteller unter sich zum Beispiel möchten sich am liebsten in die Fresse schlagen. Aber dann gehen sie doch lieber ins Restaurant und freuen sich. Von der Lebensangst haben sie bisher nur wenig gemerkt. Es gibt Familien hier, die seit dem 17. Jahrhundert alles überstanden haben. Das französische Großbürgertum, die wohnen im siebten Arrondissement, in Privathäusern, die hinter drei oder vier Hinterhöfen liegen, diese ganze französische Aristokratie ... Die ganzen Intellektuellen, die wohnen alle hier, keine 500 Meter voneinander entfernt – außer mir, ich wohne ja außerhalb, aber ich bin ja auch kein Intellektueller. Die essen alle zusammen, kennen sich alle, heiraten sich, und so weiter ... Ich habe mal mit einem Freund eine Zeitschrift herausgegeben. Die hieß nach Nietzsche *Le gai savoir*. Wir hatten einen solchen Erfolg, dass meine Frau den ganzen Tag auf dem Postamt verbrachte, um Exemplare zu verschicken. Haben wir natürlich sofort aufgegeben, weil das dann zu viel wurde. Und da bin ich mal zu einem befreundeten Buchhändler

gegangen, der einen ganzen Stapel Exemplare bestellt hatte. Wir klönen so ein bisschen. Und plötzlich verschwindet der in seiner arrière-boutique und kommt mit einer großen weißen Tafel zurück und stellt sie in der Buchhandlung auf. Da waren jede Menge Striche drauf und die kreuzten sich, alles weiß auf dieser Tafel. Da wollte der mir zeigen, dass sämtliche französischen Intellektuellen miteinander verwandt sind. Es gibt nicht einen einzigen, der nicht mit einem anderen verwandt wäre. Ein Intellektueller, der in Berlin wohnt, hat keine Ahnung von einem, der in München wohnt. Hier kennen die sich alle, sind alle Cousins, alle, sämtlich. Weiter nichts. Damit ist alles gesagt.

Ich mache jetzt mal einen großen Sprung. Und zwar ins Jahr 1946, also das Jahr, in dem Sie auf *Die Bekenntnisse* stoßen. Bevor ich aber über Rousseau, Nietzsche und Kafka sprechen möchte, würde ich Sie gerne nach Ihrem Vater fragen. Wie kam es, dass Sie Ihren Vater niemals wiedergesehen haben? Ganz einfach, weil ... als mein Vater aus dem Konzentrationslager kam – er wurde im Februar 1945 befreit – da hat er dann bis zum August bei einem russischen Offizier gewohnt, weil es einfach keine Transportmittel gab. Und dann wurde er auf einem Lastwagen allmählich wieder nach Hamburg zurückgebracht. Es gab ja überhaupt keinen Verkehr mehr. Und er wollte ...

Er wollte dann ja nach Grenoble ziehen. Ja, genau. In Theresienstadt hat er sich mit dem ehemaligen französischen Minister der Handelsmarine angefreundet. Und der hatte in die Wege geleitet, dass mein Vater seine Pension, seine Entschädigung von den Deutschen und sein Gehalt über Frankreich bezahlt bekäme. Und der hat ihm auch eine Wohnung in Grenoble beschafft. Und mein Vater ist dann einfach gestorben. Im Februar 1947 bei der Eröffnung ... er war ja der Begründer der Reinbeker CDU ... Und der hat da ein neues Theater einweihen sollen und bei der Eröffnungsfeier saß er da, mein Schwager hielt die Einweihungsrede, und da ist er einfach gestorben ...

Das heißt, er hatte da immer noch den Plan, nach Grenoble zu ziehen? Ja, natürlich. Der wollte im Juli desselben Jahres dann nach Grenoble. Und der ist da bei der Eröffnung einfach umgefallen ... Wunderbarer Tod! Ich habe ja einen Herzschrittmacher. Leider kann ich so nicht sterben. Möchte ich gerne. Aber es geht nicht ... Sind Sie schon mal operiert worden, mit Narkose?

Schon lange her, als Kind. Schade, dann erinnern Sie sich nicht mehr so gut. Ich finde das unheimlich interessant. Dieses spurlose Verschwinden, der Tod ist wahrscheinlich so. Das ist ein spurloses ... nicht mal Abwesenheit, sondern ein spurloses Verschwinden. Da klönen Sie mit dem Arzt ... Ich muss so alle drei Jahre eine Koloskopie machen oder wie das heißt. Ich kenne den Arzt sehr gut. Es ist eine Frau. Also, da haben wir uns unterhalten und gelacht. Und ich war noch am Lachen, als ich im Krankenzimmer aufwachte. Und dazwischen lag mindestens eine Dreiviertelstunde. Der Tod ist ja eigentlich nichts anderes als ein totales Verschwinden. Sehr schön eigentlich. Hochinteressant. Na, wie kam ich jetzt noch darauf?

Ich hatte Sie nach Ihrem Vater gefragt ... Ja genau. Und der hatte diesen wunderbaren Tod. Und deshalb habe ich ihn nicht wiedergesehen. Das war der einzige Grund. Aber das war auch gut so, eigentlich.

Weil Sie sich da schon so etwas wie eine zweite Geburt verschafft hatten? Nein, so kompliziert war ich unfähig zu denken. Ich war noch völlig blöde, in der Selbst-



entdeckung eingewickelt, verstand überhaupt nichts oder besser gesagt, wusste nicht, dass ich verstand.

Ich denke an den Waisen, an das Waisenkind, das in Ihrem Werk eine so große Rolle spielt. Ja, das kam aber später. Ich wusste das alles gar nicht, ich ahnte das alles nur und hatte doch keine Ahnung. Mit fast 16 Jahren pinkelte ich noch jeden Abend ins Bett, mit beinahe 16, jeden Abend. Ich war allerdings seit Jahren schon Internatsschüler. Da gingen die Matratzen kaputt, und ich wurde deshalb geschlagen, was natürlich Unsinn war, weil ich dann noch mehr pinkelte. Ich war eben ein retardiertes, halbverrücktes Kind ... Ich war 1943 in zwei Bauernhöfen versteckt worden. Ich bin nie zur Schule gegangen. Und dann kam ich wieder in mein Internat zurück, in dieses verrückte Internat. Aber irgendwie war das interessant für diese Frau, die das Heim leitete, eine Herausforderung. Der junge deutsche Emigrant schafft das Abitur. Und das habe ich dann ja auch geschafft. Weil die Leute gutmütig waren. Die haben mich wahrscheinlich durchgelassen.

Und die *Bekenntnisse* Rousseaus waren dann das große Erwachen? Ja genau. Das habe ich ja vorhin schon erzählt. Ich werde ein bisschen indiskret, das macht aber nichts. Ich entdeckte die Wollust, la volupté, wie Rousseau so schön sagt, da war ich 17. Davor hatte ich keine Ahnung. Plötzlich ging das los. Ich wurde mir dessen bewusst mit 17 Jahren, wo die anderen schon mit 14 geschlechtsreif waren. Ich war es nicht mal mit 17 Jahren. Und dann las ich auf einmal das Unerlaubte an sich. Als ich das las, drehte ich mich um, um zu sehen, ob mich nicht jemand beim Lesen von etwas Verbotenem ertappe. Ich genierte mich so ungeheuerlich. Wie kann man so was schreiben und nicht sofort ins Gefängnis gesteckt werden? Dass die Strafe in Wollust, in die Begierde, erneut bestraft zu werden, umschlägt, damit wird doch die ganze Weltordnung umgeworfen. Das war für mich *Die Entdeckung*. Der berühmte Rousseau gibt sich dazu auch noch mit der Onanie ab und erzählt, wie er selbst dem »schlimmen Laster« zum Opfer fällt. Wie kann man als großer berühmter Schriftsteller, der überall seine Statuen hat, nach dem Straßen benannt werden, alle halbe Stunde kommt der Name Rousseau vor, solche Schweinereien schreiben, und dann finden das alle auch noch schön, ja, also das war die verkehrte Welt, il mondo alla riversata. So war das damals für mich.

Die Scham war dann für Sie das Unmittelbarste, das Wichtigste bei der Entdeckung Rousseaus? Die Scham und die Schuld. Das ist ja dasselbe.

Die *Bekenntnisse* waren also das erste ganz große Leseereignis? Nein, also, das erste solche Ereignis, das war *Sans famille* von Hector Malot. Aber die beiden Bücher sind verwandt. *Sans famille*, das ist die Geschichte eines gestohlenen Jungen. Der lebt zuerst bei Bauern, die ihn dann verkaufen müssen an einen Zirkusleiter. Und alles, was er mitnimmt, ist sein Hund. Und mit dem und dem Zirkusleiter zockelt er dann durch Frankreich. Da geschehen viele Abenteuer. Einmal sitzt er an einem Kanal und spielt Harfe, völlig romantisch. Und da fährt dann ein Kahn vorbei, so ein Luxuskahn. Darauf ist eine sehr reiche Frau mit einem kranken Kind. Und das kranke Kind hört den jungen Harfenspieler. Und möchte den Harfenspieler gerne weiterhören. Da wird dann dieser Bauernjunge und Harfenspieler mit seinem Hund von dem Diener der Frau auf das Schiff eingeladen ... Aber lassen wir das ...

Also ich würde jetzt gerne über das Autobiografische ... Obwohl ... nein, ich komme doch jetzt sofort darauf zurück ... Die Mutter ist sehr höflich zu diesem Jungen und stellt ihm ein paar Fragen. Und dann, der Junge hat da ein paar Narben und die Mutter erkennt dann an diesen Narben dieses Kind als ihren verlorenen



Sohn ... ja, also das war für mich das erste große Leseereignis ... und ich habe ganze Kannen vollgeweint.

Das haben Sie im Internat gelesen? Ja, natürlich. In der collection verte bei Hachette. Ich verdanke dieser Sammlung all meine Bildung, die besteht ganz aus Kinderbüchern und Comicstrips, James Oliver Curwood, Hector Malot und Jack London, ich weiß nichts, nur, was ich da gelesen habe.

Das durften Sie alles lesen? Bei den *Bekanntnissen* waren ja Seiten zusammengeheftet ... Ja. Das war so ein kleines Internat, da waren wir nie mehr als 20 oder 30, Jünglinge aus reichen Familien, die reichsten Frankreichs, das Schickste! Ich wusste das ja gar nicht. Die ganze französische Aristokratie war da, Gabriel de Broglie, Jean-Jacques Servan-Schreiber, Madeleine Chapsal, Nicole Bernheim, das waren alles da Interne mit mir, Brémond d'Ars, Fasquelle und wie die alle heißen. Aber die ließen da alle ihre Bücher liegen. Und die habe ich dann gelesen. Und trug dabei aristokratische Kleider. Ich hatte ja selbst nichts. Ich habe drei Jahre das Hemd des Sohnes von dem berühmten Verleger Fasquelle getragen ... Ja, ja, das war das erste literarische Erlebnis, *Sans famille*. Das muss 1943 gewesen sein, bevor ich auf meinem Bauernhof versteckt wurde. Ich bin ja nie zur Schule gegangen. Ich habe Schreiben gelernt, weil ich zum Beispiel 500-mal »Je ne dois pas parler en classe« oder solche Dummheiten schreiben sollte, wegen dieser verrückten Internatsleiterin. Mit der, das war so ein komisches Liebesverhältnis, wie bei Sacher-Masoch. In Deutschland ist darüber gerade ein Film erschienen, *Der Verfolgte*. Kennen Sie den?

Nein. Der hat, glaube ich, in Venedig einen Preis bekommen. Das ist die Geschichte eines Jünglings, eines jungen Verbrechers, der zu einer Frau gegeben wird, die ihn schlägt. Und der genießt das furchtbar. Und ich hab das mit dem Liebesverhältnis zu dieser verrückten Dame auch erlebt. Das war eine erotische Beziehung, ohne dass ich das wusste. Ich genoss die Strafe, das Eingeschlossen-Sein; ich war ein Märtyrer, ein christlicher Märtyrer, völlig in kindlicher Paranoia. Wir damals, wir waren doch so ziemlich mystisch noch ... Sie dürfen nicht vergessen, wir lebten in einer Zeit, wo Gedrucktes eine Seltenheit war. Es gab zwar Radio, aber kaum. Da konnten wir jedenfalls 1943 London hören, wo die Stimme der France libre sprach, denn ich hatte bereits verstanden, dass De Gaulle die Legitimität Frankreichs vertrat, und nicht Pétain, der mit den Nazis kollaborierte. Nach der Befreiung dann waren theologische Gespräche ungemein anregend, der verlangten Erfindung der Argumente wegen, das schliff und schärfte den Geist. Und wenn ein Auto vorbeikam, dann rannten wir alle rauf zur Straße, um es vorbeifahren zu sehen. Wir lebten ja noch im 19. Jahrhundert. Und trotzdem mit den Anzeichen der sich anbahnenden Modernität, es war eine total andere Welt.

Sie schreiben ja, dass man es noch lange nicht mit einer Autobiografie zu tun hat, wenn jemand über sein Leben berichtet. Und Sie sagen – ich denke da zum Beispiel an den Text, den Sie für die *Cahiers de la Villa Gillet* geschrieben haben, *L'étonnement d'être* –, dass das Autobiografische wesentlich das Umkippen von Zeugenschaft in Fiktion ist. Ja.

Wäre dann das Wesentliche des Autobiografischen ein besonderer Bezug zur Sprache? Das Autobiografische ist das, was man an sich von sich selber nicht weiß. Das ist wie das Ich von Fichte. Das, was einem die Feder führt, von dem man aber nichts weiß. Das Autobiografische ist, wie man in sich selber sitzt. Wie soll ich sagen: Man sitzt ja in einer gewissen Weise in sich selber und versucht, das aus-



zukundschaften. Und das bekommt man nicht von sich weg, denn je mehr man in sich angeblich eindringt, desto mehr ist man ganz im Fiktiven, im Vermeintlichen, nicht unbedingt im Angelogenen, sondern in der Illusion, man erzähle Wahres ... Wobei gleichzeitig das Autofiktionale, das, was man erfindet, manchmal wahrer ist als das, was passiert ist.

Würden Sie in dem Zusammenhang sagen, dass der Schriftsteller so etwas wie der Spürhund an der Sprachleine ist? Oh, ja. Sehr schöne Formulierung.

Und wie verhält sich das dann ... Haben Sie das erfunden? Der Spürhund an der Sprachleine. Da ist alles drin! Ja, da ist dann schon alles gesagt. Nur dass ein solcher Hund fast immer nur Ersatz herausschnüffelt und Muckefuck mit Kaffee verwechselt.

Und wie verhält sich das dann zu der Notwendigkeit, dass der Schriftsteller sich so etwas wie – ich zitiere Sie jetzt – eine »découpe originelle de la langue« erfinden muss? Habe ich das geschrieben?

Ja. Das steht in *L'étonnement d'être*. Gar nicht so dumm. Aber ...

Wie würden Sie diesen Kampf mit der Sprache beschreiben? Oder empfinden Sie das überhaupt als einen Kampf mit der Sprache, wenn Sie diese Erzählungen schreiben, die ja jetzt keine Autobiografie im traditionellen Sinn sind, sondern Ihr Leben sozusagen neu erfinden? Ja, das weiß ich nicht. Das kann ich Ihnen nicht sagen. Also, ob das ein Kampf ist, kann ich Ihnen nicht sagen. Was ich Ihnen sagen kann, ist, dass man furchtbar lange warten muss. Aber kämpfen ... Ich bin kein Schriftsteller. Ich kämpfe eigentlich nicht. Ich warte. Ich gehe spazieren. Ich übersetze oder schreibe was anderes und warte, bis es kommt. Und wenn es da ist, wird es mir sozusagen diktiert. Und was kommt, ist immer völlig anders als erwartet. Ich bearbeite dann nur noch die Form davon; na ja, also ich weiß es selber nicht. Das ist gerade das rätselhafte Glück am Menschen. Da haben sich im Lauf der Zeit so Unmengen von Eindrücken, Farben, Geräusche, Begebenheiten angehäuft, schichtenweise im Vorbewussten gelagert, und alles, was zum Vorschein kommt, ist durch alle diese Erinnerungsschichten gedrungen, ... sodass man hinter sich diese unglaubliche Fülle hat, von der man nichts weiß. Schreiben ist, was dann durchkommt. Aber man kann nichts dafür. Deshalb glaube ich, mit Ausnahme der absoluten Genialität – Hölderlin, Rimbaud sind ja eben absolute Ausnahmen –, dass man vor einem bestimmten Alter nicht schreiben kann. Es ist nicht dieses: C'est jeune et ça ne sait pas, c'est vieux et ça ne peut plus. Das meine ich nicht, sondern dass die Geografie noch zu schmal ist. Zum Schreiben braucht man ein großes Land, irgend so ein inneres Russland, eine Riesengeografie, so würde ich das sagen. Ein Flächenbrand sozusagen, aber riesig.

Eine Frage zu Ihrem Rousseau-Buch: Es ist ja eigentlich ein Gemeinplatz in der Rousseau-Forschung – ich denke zum Beispiel an die Arbeiten von Starobinski –, dass Rousseau immer auf Anerkennung ausgewiesen ist. Ach, Anerkennung hat ihn doch gar nicht interessiert ...

Bei Ihnen ist das ja genau das Gegenteil ... Es geht nicht um Anerkennung, sondern um Selbstvergewisserung, um Selbstumgrenzung. Rousseau wollte unbedingt, dass man alles von ihm weiß, und alles verheimlichen. Die *Confessions* sind erst nach seinem Tod erschienen. Die hat er ja selbst niemals veröffentlicht. Ich zeige alles von mir, damit ihr nichts seht. So ist das.

Und gleichzeitig sagen Sie, dass es ihm vor allem darauf ankommt, sich Feinde zu machen. Sie haben die Formulierung gefunden: »Er stellt sich selbst in seiner Trennung fest.« Und Sie beharren immer wieder in Ihrem Rousseau-Buch auf dieser Trennung und auf der Negation oder dem Negativen. Und Sie sagen dann aber, dass diese Negation sich nicht im Widerspruch fassen lässt, dass sie etwas anderes ist als ein Widerspruch, wie er im Rahmen einer Argumentation erhoben werden kann. Kann diese Trennung, von der Sie da schreiben, kann die trotzdem in etwas Positives umschlagen, also kann die Stimme der Kindheit, von der Sie dabei immer sprechen, so etwas wie die Grundlage einer Position werden? Er ist eigentlich wie Fichte, aber mit völlig anderen Auswirkungen. Rousseau hat diese herrliche ihm eigene Flüssigkeit seiner Sprache zur Verfügung, sodass sich das Ichgefühl ruhig, ohne überhaupt strapaziert zu werden, ausbreiten kann. Bei Fichte ist alles dürr, trocken, verkrampft, daher auch das Kämpferische seiner Sprache. Rousseau weiß sich von der »Natur« getrennt, aber erotisiert diese Feststellung, isoliert sie nicht, sondern empfindet das wollüstig.

In Ihrer Freud-Studie schreiben Sie auch über den Zusammenhang von Autobiografischem und Psychoanalytischem. Was unterscheidet das Ohr des Autobiografischen vom Ohr der Psychoanalyse? Um Sie zu zitieren: »L'autobiographique et le psychanalytique partent d'un même lieu: leur matière est celle de l'impossible méconnaissance de l'obsessionnel, donc de l'immédiate reconnaissance.«⁷ Gibt es da einen Unterschied, trotz allem? Wie würden Sie diese Differenz in der Herangehensweise versuchen festzuhalten, also zwischen einem Psychoanalytiker und einem Schriftsteller, der in diesem Sinne das Autobiografische umkreist? Also, die Materie ist die gleiche. Und der Psychoanalytiker ist keine Maschine. Und der hat ein Selbst, genau wie der Autobiograf, nur dass der eine es von links angeht und der andere von rechts, so würde ich das sagen. Das Zeug ist dasselbe. Nur der Eingang eben nicht. Der Autobiograf ist wie der Linguist: Er schlägt mit einem Hammer auf einen Hammer, aber von innen, er ist sein eigenes Material, wo der Psychoanalytiker eine terra incognita »bearbeitet«, er kann in den Analysanden nicht einsteigen, wo der Autobiograf immerhin sein eigenes Unbewusstes zur Verfügung hat.

Hängt dieser Unterschied auch mit dem Französischen als der Sprache Rousseaus und mit dem Deutschen als der Sprache Freuds zusammen, »enfance« versus »Kindheit«, also *Infans* versus *Zugehörigkeit*? Es ist möglich, dass der Ursprung der Psychoanalyse bei Rousseau liegt. Er war der Erste, der vom *Je* spricht. La Bruyère, La Rochefoucauld, Jacques Esprit, die haben ja alle vom *Moi* gesprochen. »Le moi est haïssable«, steht bei Pascal. Rousseau ist da der Erste. Das Französische hat ja diese geniale Unterscheidung zwischen *Moi* und *Je*. Und die Analyse hat mit dem *Je* zu tun. Das Deutsche bebildet sofort alle Begriffe bereits in deren Formulierung. Wie Freud so schön sagt: »Das Unbewusste sitzt dem Ich schief auf.« Schon das Wort »aufsitzen« ist ja schon ziemlich codiert, zweideutig. Und vor allem visuell ... diese Naivität, dieses Sofortige, Obszöne der deutschen Sprache wird ja im Französischen immer verschleiert. Wie Lacan das sagt: »Quand on voudrait entendre le je, c'est le moi qui parle.« Schöner Satz. Das ist eben der Selbstschutz der französischen Sprache, ich nenne das »la pudeur métaphysique de la langue française«, die metaphysische Scham, dieses »Bitte nicht«. Genau wie das Französische kein Adjektiv für »Seele« hat. Im Deutschen sagen Sie »seelisch«, so viel Sie wollen. Das ist im Französischen total unmöglich. Man darf von den Sachen

⁷ »Autobiographisches und Psychoanalytisches kommen vom selben Ausgangspunkt: ihr Stoff ist die unmögliche Nichterkenntnis der Denkwänge, also sofortige Erkenntnis.« (Übersetzung G.-A.G.)

nicht reden. Es ist, als ob eine Glasscheibe die Sprache vom Unheimlichen trenne. Andererseits gibt es auch, was die Berührungen zwischen dem Französischen und dem Deutschen angeht, Übertragungsprobleme. Freud lautet anders in der einen als in der anderen Sprache, um von den richtigen Übersetzungsfehlern ganz zu schweigen. Zum Beispiel Pierre Klossowski, der hat den *Tractatus logico-philosophicus* von Ludwig Wittgenstein übersetzt. Der letzte Satz ist auf Deutsch: »Wovon man nicht sprechen kann, darüber muss man schweigen.« Klossowski übersetzt: »Ce dont on ne peut parler, il faut le taire.« Das heißt: Man soll verheimlichen, worüber man nicht reden kann, wo aber doch gemeint ist: Wo man nichts sagen kann, sollte man lieber schweigen. Freud ist auch fast immer unrichtig übersetzt. Aber die Psychoanalyse wird davon keineswegs beeinträchtigt, weil der Sinn irgendwie doch durchkommt. Übersetzungsfehler gehören ja zum Wesen der Sprachen. Das garantiert ihre Lebendigkeit, weil sich dann immer jemand findet, der den Fehler korrigiert, um einen anderen zu machen.

Ich würde ganz gerne mal auf Nietzsche zu sprechen kommen, den Sie kurz nach Rousseau in Annecy treffen ... Ja, Annecy, eine herrliche Stadt! Das war ja das erste Mal in meinem Leben, dass ich wieder in einer Stadt war, wieder mit dem Zug gefahren bin. Das war ein ganz großes Erlebnis, darauf habe ich mich tagelang gefreut, einfach mit dem Zug zu fahren, ich war schon seit 1939 nicht mehr mit dem Zug gefahren. Das war für mich ein unglaubliches Erlebnis.

Sie kommen mit dem Zug in den Savoyen an und das erste Mal, dass Sie dann wieder in den Zug steigen, ist bei dieser Fahrt nach Annecy? Ja. Das war ja die Fahrt zum Abitur.

Und da finden Sie dann in einer Buchhandlung eine Wehrmachts-Ausgabe des *Zarathustra*. Zum Glück ohne Hakenkreuz. Zum Glück ... Also stehe ich da – ich sehe das noch alles ... und der Buchhändler kommt raus, »Alors jeune homme, on s'intéresse aux livres«, oder so was und »Oui«, erzähle ich ihm, weil ich so eine Plapperliese bin, »je viens de passer mon baccalauréat« und so weiter, und da sah ich diese Bücher, et alors, da hat er mir das geschenkt, »Deutsche Bücher will ich nicht mehr« ... Es war kurz nach der Befreiung des geschändeten Landes von der Naziokkupation, und in Annecy haben die Deutschen öfters Widerstandskämpfer, ganz junge Leute, hingerichtet und in Hochsavoyen Dörfer wie Saint-Gingolph verbrannt, ein wenig wie einige Wochen früher in Oradour-sur-Glane. »Nimm es mit, schenke ich dir« ... Und da bin ich in den Zug gestiegen, das habe ich ja alles erzählt in *Über die Flüsse* ... Ich hatte dann vor der Rückkehr wieder so einen Wutanfall, hab die Tischdecke, das ganze Geschirr vom Tisch gerissen und da kam ich dann in den Karzer und da nahm ich den *Zarathustra* mit, ein 18-jähriger verrückter Jüngling in diesem Zustand eingeschlossen, mit schmerzdem Hintern, das wird ein unsägliches Erlebnis, genau wie wenn man Rimbaud liest, ein unsägliches Erlebnis ... Aber dann habe ich das vergessen. Die Ausgabe habe ich inzwischen verloren. Und später dann hat mich Christian Bourgois, mein Verleger, gebeten, was Deutsches zu übersetzen. Ich brachte gerade die Fahnen einer Erzählung zurück. »Also, nā, Christian, moi, je ne traduis pas, ça m'emmerde.« »Ah, venez d'abord dans mon bureau« ... Und das war dann die *Begrüßung des Aufsichtsrats* von Handke. Und da sah ich das kleine Büchlein: Na gut, das mache ich. Kann ich ihm ja nicht verwehren, war ja mein Verleger, ein so kleines Büchlein. Ich fuhr ja zu der Zeit immer wieder mit dem Zug nach Köln, das übersetze ich dann im Zug. Na gut. Das hat dann ziemliches Aufsehen erregt, dieses Büchlein. Und dann rief mich ein berühmter französischer Literaturkritiker an, der hieß Pierre Sipriot: »Monsieur, wir haben uns gerade von Gallimard getrennt. Möchten Sie nicht für

uns den *Zarathustra* übersetzen?« »Ja, gerne!« Weil ich da ja noch diese Erinnerung an meine 18 Jahre in mir hatte und dann habe ich die drei ersten Teile sehr gerne übersetzt. Aber beim vierten, da konnte ich dann nicht mehr. Dafür habe ich dann mehr als ein Jahr gebraucht, das war so langweilig, das war so irrsinnig kotzig und schrullig und jünglingshaft überzogen. Und ich hatte so genug, dass ich dann einen ganzen Satz von mir dazu eingeschrieben habe. Ich weiß nicht mehr, wo er ist, aber den hat keiner bemerkt ... Ich kriege ja eine Rente für das Buch, das verkaufte sich so gut, da werden ja jedes Jahr so um die 12 000 Stück verkauft, da bekomme ich eine richtige Rente, so an die 2000 Euro im Jahr. Und ich habe niemals einen einzigen Brief bekommen: »Lieber Herr, wo steht denn dieser Satz ...« Ist doch schön! Genau wie diese herrliche Geschichte, die kennen Sie doch: Ein Lehrer in einem ziemlich schäbigen kleinen Regenmantel kommt zu Gallimard und sagt »Voilà, j'ai un problème. J'ai acheté *L'être et le néant* de Jean-Paul Sartre. Mais mon exemplaire, ça passe de la page 60 à la page 250. Est-ce que vous pouvez me le changer ?« »Monsieur, mais bien sûr, asseyez-vous, mais bien sûr, tout de suite, tout de suite.« C'était rue de Beaune. Alors on descend à la cave pour chercher un autre exemplaire. Au bout d'une demie heure personne ne revient. Au bout d'une heure arrive Gaston Gallimard en personne qui dit: »Monsieur, nous sommes navrés, absolument navrés. Nous n'avons plus un seul exemplaire. Mais donnez-nous votre adresse. On vous enverra un exemplaire au plus vite ...«⁸ Alle Kritiker hatten darüber geschrieben, ohne es gelesen zu haben, weil sämtliche Exemplare falsch paginiert waren. Eine herrliche Geschichte! Diese Exemplare soll es noch geben, das sind natürlich bibliophile Raritäten heute ... Und meinen falschen Satz, den hat auch keiner bemerkt ... Auch bei Handke habe ich mir das manchmal erlaubt, ein Wort zusätzlich, das ist unwiderstehlich, das ist der Eselstritt! Der Esel muss sich doch rächen ... Aber um auf das Problem des Übersetzens zu kommen: Was man schreibt, ist das, was man schreibt. So wie ich versucht habe, was mir ja nicht gelungen ist, *La traversée des fleuves* so wie es auf Französisch dasteht, genau so, Wort für Wort, ins Deutsche zu übersetzen, ohne ein Wort hinzuzufügen. Sonst hätte ich es ja einfach auf Deutsch neu schreiben können. Das Problem des Übersetzens ist das Interessanteste, was es gibt. Der Übersetzer existiert nicht, der verschwindet, der soll spurlos verschwinden – und trotzdem ist er da. Kennen Sie Laon? Die Kathedrale von Laon. Das ist eine der herrlichen Kathedralen Frankreichs. Mit riesigen Pfeilern an den beiden Türmen. Und wenn man sehr gut aufpasst, dann sieht man da irgendetwas Helles hinter den Pfeilern. Wenn man da raufklettert, was nicht erlaubt ist, da stehen die schönsten Ochsen, die man je in Stein gehauen hat. Das ist eine Hommage an die armen Büffel, die da die Steine heraufgeschleppt haben ... Mit einer Sorgfalt gemeißelt! Das Schönste, was man sich denken kann – aber keiner sieht es! Großartig ... Sie kennen doch das schöne Beispiel von Goethe. *Rameaus Neffe*. Das ist so genau übersetzt worden, dass man im Rückübersetzen fast genau den Originaltext wiedergefunden hat. Nur, Diderot hat geschrieben: »Il prenait le cul de la petite Husse pour une enclume.« Und Goethe schreibt: »das entzückende Mädchen«. Der bewundert das entzückende Mädchen, wo Diderot schreibt: »Il prenait le cul de la petite Husse pour une

⁸ »Ich habe da ein Problem. Ich habe *Das Sein und das Nichts* von Jean-Paul Sartre gekauft. Doch in meinem Exemplar kommt nach Seite 60 direkt die Seite 250. Könnte ich das Exemplar umtauschen?« »Aber natürlich, mein Herr, nehmen Sie doch bitte Platz, selbstverständlich, sofort.« Das war noch in der Rue de Beaune. Jemand wird also in den Keller geschickt, um ein anderes Exemplar aus dem Lager zu holen. Nach einer halben Stunde ist noch immer niemand mit einem Buch zurückgekommen. Nach einer Stunde erscheint Gaston Gallimard persönlich: »Mein Herr, wir sind untröstlich, vollkommen untröstlich. Wir haben kein einziges Exemplar mehr. Doch hinterlassen Sie uns bitte Ihre Anschrift, und wir werden Ihnen schnellstens ein neues Exemplar zusenden.«

enclume.« Solche Sachen hat der Goethe natürlich übersprungen. Aber sonst ist es von einer absoluten Treue. Als man 1923 hier auf den Quais das Manuskript wiedergefunden hat, war man ganz verblüfft, wie bescheiden der große Goethe das übersetzt hat. Nur die Schweinereien hat er ausgelassen ... Er konnte es zu seiner Zeit gar nicht anders machen ... Kennen Sie die erotischen Gedichte von Goethe, es gibt da diese Insel-Ausgabe. Das ist so miserabel, so dumm, so unerotisch! Wie ist das überhaupt möglich?! Ich dachte mir, da ist Pep drin. Aber denkste! Das ist totale Plattitüde! Aber bei den Deutschen funktioniert das ja nicht mit der Erotik, da ist die protestantische Verdrängung nun doch allzu mächtig gewesen. Das einzige erotische Buch der deutschen Literatur, das ich kenne, ist *Schwester Monika* von E.T.A. Hoffmann. Kennen Sie das?

Ja. Die deutschen Universitätslehrer werden verrückt, wenn man denen sagt, dass man in Frankreich bewiesen hat, dass das von E.T.A. Hoffmann ist. Das Manuskript ist leider verschwunden. Aber man weiß, dass es von E.T.A. Hoffmann ist. Die wollen das nicht wahrhaben. Und dieses herrliche Deutsch, so wunderbar flüssig, witzig, entzückend! In welcher Sammlung haben Sie das gelesen?

Eine Faksimileausgabe des Nachdrucks von der 1815 oder so erschienenen Erstausgabe, wenn ich mich recht entsinne, noch aus der Weimarer Republik. E.T.A. Hoffmann zugeschrieben, heißt es da. Es soll vor Kurzem wieder rausgekommen sein. Aber die Deutschen wollen das nicht lesen. Wo es hier in Frankreich im 18. Jahrhundert vor erotischer Literatur geradezu wimmelte ... Aber wie bin ich da jetzt drauf zu sprechen gekommen?

Der Übersetzer. Diderots Schweinereien ... Ach ja ... Also, mein lieber Nichtmehr-Freund Handke hat mir gesagt ...

Sind Sie das eigentlich, der Übersetzer in *Nachmittag eines Schriftstellers*? Ja, ja. Also, das heißt nicht nur ich, aber zum größten Teil bin ich das. Aber auch der serbische Übersetzer ist da mit drin. Das sind wir beide. Also der Handke hat mir dazu gesagt: »Den Text lese ich am liebsten auf Französisch (also in meiner Übersetzung). Und wenn ich den zurückübersetze, finde ich den deutschen Text.« Haben Sie Sachen von ihm gelesen?

Ja, ja. Jede Menge. Aber das ist lange her. Handke war für mich eigentlich die Entdeckung der Literatur gewesen ... Kann ich mir denken.

Da war ich so 16, 17. Da habe ich so Sachen gelesen wie ... Das Beste war *Der kurze Brief zum langen Abschied* ... Habe ich mit einer Riesenfreude übersetzt ...

Falsche Bewegung, was mich dann zu Goethe gebracht hat, *Die linkshändige Frau*, *Die Stunde der wahren Empfindung* ... Da hat einer meiner Söhne einen Film draus gemacht.

Ja, ich weiß. Den habe ich aber leider nie gesehen. *Ville étrangère*. Der ist ja auch nach einem wirklichen »succès d'estime« spurlos verschwunden. Er hat dann auch noch eine zweiten Langspielfilm gedreht, *Alissa*.

Wie sind Sie eigentlich zu Kafka gekommen? Ja, also wie gesagt, das war in Kiel, 1950. Also gerade in dem Teil Deutschlands, aus dem Kafka niemals lebend herausgekommen wäre. Mein Schwager, Ludwig Landgrebe, stand ja als von den Nazis verfolgter Professor auf einer Bevorzugtenliste. Und der bekam da immer sämtliche

wichtige Bücher direkt aus Amerika zugeschickt. Und darunter war vom Schocken-Verlag, der der Nachfolger von S. Fischer war, *Der Prozeß*. Und den schenkte er mir. »Lies das mal. Das wird dich interessieren.« Und da saß ich dann im Garten auf dem Liegestuhl und wurde verrückt. Kriegte ich einen Schlag auf den Kopf. Und da habe ich mich ja nie wieder von erholt. Das war ja ein unglaublicher Zufall. Und dann habe ich mein »diplôme d'études supérieures«, eine Art Doktorarbeit, über Kafka und Kleist geschrieben. Da ging ich dann in die Universitätsbibliothek. Aber da stand noch kein Kafka auf Deutsch, er war zur Nazizeit doch verboten und wahrscheinlich aus den Bibliotheken entfernt worden. Das war 1951, und neue deutsche Bücher gab es noch kaum in den Bibliotheken.

Wie kam das dann, dass Sie Kafka übersetzt haben? Der Verleger, für den ich den *Zarathustra* übersetzte, hat mir dann auch den Auftrag zu einer Einführung in eine *Werther*-Übersetzung gegeben. Eine Übersetzung aus dem 19. Jahrhundert, die war teilweise unrichtig. Genau wie Goethe, hat er Ähnliches auch ausgelassen oder »abgemildert«. Das habe ich teilweise korrigiert. Also, nicht alles, weil ich zu faul war. Der Übersetzer ist auch immer verpflichtet, es so zu machen, wie es zu seiner Zeit gemacht wird, sonst wird die Übersetzung ja abgelehnt. Und zu der Zeit konnte man die Fremdsprachen vermutlich nicht so flüssig wie heute. Andererseits können die Übersetzer selten der Versuchung widerstehen, sich für Autoren zu halten, wo sie es nun eben nicht sind. Der große Übersetzer, wie gesagt, darf nur eins: verschwinden. Das habe ich ja schon gesagt ...

Von wem war diese *Werther*-Übersetzung? Das war ein Freund von Flaubert. Der hieß Louis Enault. Das war so mondän. Der Goethe schrieb da so ungefähr: »Dieser alte Hund von Botschafter ist endlich krank.« Das wurde dann in der französischen Übersetzung: »Son excellence est indisposée.« Weil man ja in den belesenen Kreisen Frankreichs damals nicht von einem Hund von Botschafter sprechen konnte. Und da habe ich eine Fußnote zu geschrieben. Nach dem *Werther* fragte ich dann, ob es nicht gelegen käme, Kafka neu zu übersetzen. Aber der war noch nicht frei und wurde es erst 1974 nach dem Urheberrecht. Die einzige Übersetzung, die damals zur Verfügung stand, war die vom großen Schriftsteller Alexandre Vialatte, die manchmal wirklich grobe Fehler aufweist, die aber dem Verstehen nicht wirklich im Wege standen, denn Kafka wurde genauso rezipiert wie im deutschen Sprachraum. Und da habe ich es 1974 dann machen können, also *Das Schloss* und *Der Prozeß*. Mein Freund Bernard Lortholary übersetzte zur gleichen Zeit die beiden Romane für einen anderen Verleger. Unsere beiden Übersetzungen geben genauestens dasselbe wieder und sind dennoch absolut verschiedene. Kaum ein Wort des einen deckt sich mit dem Wort des anderen, und doch entsprechen sie beide vollkommen dem deutschen Wortlaut, sodass die Rückübersetzung der beiden wortgenau denselben deutschen Text ergeben würde; das ist das Geheimnis des Übersetzens und die Unendlichkeit des menschlichen Seins. Es ist immer das Gleiche anders. Es wird sowieso wieder neue andere Übersetzungen geben, bis ins Jahr 3000 und immer weiter, wenn es da überhaupt noch Menschen gibt – oder so viele, dass es keine mehr als solche gibt, wie in diesem Film *Soleil vert*. Kennen Sie den?

Kenne ich nicht, nein. Die Menschheit im Jahre 3000 oder so. Es gibt so viele Menschen, dass man alle abschlachten muss, und die werden dann verarbeitet und den Übrigbleibenden zum Essen gegeben. Da gibt's so viele Menschen, dass jeder nur einen Quadratmeter zur Verfügung hat. Na ja, also so bin ich zu Kafka gekommen. Und dann habe ich meine Arbeit über Kleist und Kafka geschrieben. *Michael Kohlhaas*, das ist ja genau *Der Prozeß*.

Worum geht es in Ihrem neuen Kafka-Buch? Schwer, über das zu reden, was man geschrieben hat. Dazu ist das Geschriebene da.

Es gibt ja die beiden Einführungen von Ihnen, Ihren Übersetzungen vorangestellt ... Ja, das geht ungefähr in diese Richtung. Nur dass mich in der Zwischenzeit immer mehr die Unausweichlichkeit des Zufalls gepackt hat. Ist doch alles zufällig. Josef K. im *Prozeß* oder jede andere »Figur« Kafkas begegnet immer nur ganz kleinen Ereignissen, die dann nicht mehr rückgängig zu machen sind. Er ist auf das ständige Scheitern verwiesen. Aber er ist das Instrument seines eigenen Scheiterns. Er ist nichts anderes als das. Ich wollte das Wort Existenz nicht gebrauchen. Aber darum dreht sich das. Es gibt nur, was es gibt, weil er da ist. Sonst gibt es nichts. Es passiert nichts. Er ist die Ursache seiner selbst. Er ist sein eigener Prozess. Er versteht nichts vom Prozess, weil er selber der Prozess ist. Es gibt kein Gericht, er ist selber das Gericht, die ständige Herausforderung durch das Sein, durch die Ordnung.

Das erscheint bei Verdier? Ja, bei Verdier. Der heißt ja übrigens nicht Verdier, der Verleger. »Le Verdier« ist der Name eines Hauses in Südfrankreich, nicht weit von Perpignan, ein ehemaliger Bauernhof. Das ist ja auch ein Vogel. Verdier ist ein Grünspatz oder so ... Aber zurück zum Übersetzen: Von Handke habe ich viel gelernt. Wenn wir uns da trafen, um über eine Übersetzung zu sprechen, sagte er mir oft: »Du darfst nicht interpretieren, du hast nichts zu sagen, du sollst verschwinden, es gibt dich nicht, es gibt nicht mal mich, es gibt nur den Text, und der Text ist so, wie er ist, und nichts anderes!« Das hat mir viel gebracht. Das höre ich heute noch. Da habe ich viel gelernt ... Übersetzungsfehler von Dichtern sind eigentlich keine Übersetzungsfehler. Zumindest wenn das Ergebnis als das Fehlerhafte, dem Duktus, dem Wesen des Textes entspricht, so gibt es wirklich sinnträchtige Übersetzungsfehler. Aber da kann natürlich nicht jeder ... Also zum Beispiel, ich glaube in *La forêt interrompue*, da habe ich geschrieben, so ungefähr: »Les chenaux que les vaches avaient creusées dans les haies ...« Wenn die Kühe so an den Hecken vorbeigehen, dann wird das so wie ein halber Tunnel. Peter Handke hat die schöne Übersetzung davon geschrieben, *Der unterbrochene Wald*. Und da hat er einfach geschrieben: »Die Pfade, die die Kühe in den Wiesen gingen« – wunderbar! Da habe ich ihm gesagt: »völlig falsch, aber genau richtig!« Und warum? Weil das der Fehler eines Schriftstellers ist, dessen inneres Auge doch nur eine Möglichkeit meines eigenen Auges gewesen ist. Manche Übersetzungsfehler schaden dem Text nicht, im Gegenteil. Aber wie gesagt, man muss den Text von innen so empfinden, wie er entstanden ist, sich in ihn einfügen mit aller möglichen Bescheidenheit. Übersetzen ist auf sich selber verzichten, nicht mehr dem andern im Wege stehen. Daher ist Übersetzen fast schöner als Schreiben.

Welche Bedeutung hat diese Tätigkeit für Ihr Schreiben? Das hat alles total verwandelt. Ich habe zwei Erzählungen geschrieben, die heißen *Un corps dérisoire* und *Le fidibus*, die kommen, wer weiß wann, bei Verdier raus. Die waren bei Julliard, und der Leiter davon war Christian Bourgois. Das war so vehement, ich habe das nie wiedergelesen. Phébus wollte das zuerst wieder rausbringen, da ist aber nichts draus geworden. Und das war so Céline-artig, oder so expressionistisch. Das war 1972. Und 1973 habe ich dann mein Molière-Buch geschrieben und da schneite ich bei Handke rein und übersetzte das – und habe mein eigenes Schreiben liegen gelassen. Ein paar Jahre später fing ich dann an, *Der Spiegeltag* zu schreiben. Und da merkte ich dann, nach Jahren, dass das Übersetzen meine eigene Sprache total verwandelt hatte, völlig verwandelt. Das war alles vollkommen anders geworden. Und dem Übersetzen verdanke ich, dass ich anfangs zu verstehen, was Französisch

ist. Ich fange jetzt an zu begreifen, was das ist, wenn man Französisch schreibt. Das Übersetzen hat mir dieses Pathetische, also dieses »Schicksalssymphoniemäßige« ausgetrieben ... Und da ich ja eine »poule de luxe« der Übersetzung bin, also als Beamter finanziell nicht darauf angewiesen, kann ich mir alle Zeit der Welt lassen. Da spüren Sie dann, wie das so in Ihnen hochkrabbelt. Und dann gehe ich einfach erst mal wieder weg davon, um das nicht zu verlieren, um das ein bisschen ruhen zu lassen. Herrliches Gefühl. Übersetzen ist das Schönste, was es gibt.

Und wenn Sie jetzt einen Text übersetzen, der vorher schon mal übersetzt worden ist, schauen Sie sich dann ... Niemals schaue ich mir die anderen Übersetzungen an. Erstens bin ich zu faul, ich langweile mich zu Tode ... Neu übersetzt habe ich ja auch nur den *Zarathustra*, *Prozeß* und *Schloß*, und den *Hagestolz* von Stifter, aber da weiß ich gar nicht, ob der je schon mal vorher übersetzt worden war. Aber beim Nietzsche habe ich da nichts angeschaut. Bloß nicht! Das ist der größte Fehler, den man machen kann. Das Risiko ist natürlich, dass Sie einen Prozess gemacht bekommen unter dem Vorwand des Plagiats, das ist einem Freund passiert.

Was hat der übersetzt? Ein Stück von Kleist. Da gibt es Passagen, die kann man ja gar nicht anders übersetzen. Und die Übersetzer machen sich manchmal gegenseitig den Prozess. Jemand hat mir erzählt, ein Übersetzer hätte meine Übersetzung des *Schlusses* einfach abgeschrieben. Ja, soll er ruhig machen! Ist mir völlig egal. Schloss ist eben Schloss. Und Stuhl ist Stuhl.

Welche Bedeutung hat für Sie die Tätigkeit als Literaturkritiker? Die kam eigentlich zufällig zustande. Maurice Nadeau kannte ich schon, er sollte mein erstes Buch veröffentlichen. Aber der Verleger hielt es als zu unmoralisch zurück. Das war es allerdings. Und das war damals noch ziemlich neu, wenn viel von Onanie die Rede war. Ein Bekannter von mir hatte den *Don Juan* von Lenau übersetzt und bat mich, etwas darüber zu schreiben. Das muss so um 1974 gewesen sein, und damit fing es an. Inzwischen verbindet mich eine über 30 Jahre alte Freundschaft zu Maurice Nadeau, und ich habe wie alle Mitarbeiter der *Quinzaine Littéraire* mehr als 200 Artikel gratis pro deo geschrieben. Und das ist sehr wichtig, aus sich selbst herauszukommen und auf andere aufzupassen, das ist wie das Übersetzen. Aber vor allem macht es Spaß. Das ist auch wieder so eine französische Tätigkeit. Es ist einfach so lustig ... es sieht alles so ernst aus in Frankreich. Aber nichts ist wirklich ernst. Obwohl ... heute wird ja leider vieles ernst. Innerhalb der Nation gibt es einen Bruch, der immer größer wird, unüberwindbar. Es gibt ein immer reicher werdendes Bürgertum, das immer dümmmer wird, je reicher es wird. Und es gibt nicht mehr diese Mittelklasse, die französische Geschichte geschrieben hat, die Legende, den Mythos der französischen Geschichte, la laïcité. Dieses Sich-selbst-nicht-Bewundernde, dieses France civique, la France des citoyens, was man nicht ins Deutsche übersetzen kann. Hier in Frankreich gibt es ja keine Moral. Es gibt nur eine Grenze. Die Moral in Frankreich, das ist einfach: Il y a des choses qui ne se font pas. Das ist das Einzige. Und das verschwindet immer mehr. Dieses Understatement. Diese unbewusste Höflichkeit, das ist immer mehr vorbei. Das wird jetzt eine Nation der Wilden unter den Wilden. Furchtbar, was hier passiert, entsetzlich, das Ende der Zivilisation. Nicht das Ende der Kultur. Leider ... Mir wäre das Ende der Kultur lieber gewesen als das Ende der Zivilisation. Das war doch ein äußerst ziviles Land. Wie soll ich sagen ... Es gibt ja auch immer mehr Arme, immer mehr Zelte, die aufgeschlagen werden. Die Wohnungsnot ist ja unbeschreiblich. Die Leute arbeiten wie verrückt und haben trotzdem nicht genug Geld, sich eine Wohnung zu leisten. Das sind ja horrenden Preise ... □